



IFF WIEN 
Universität Klagenfurt
Institut für Wissenschaftskommunikation
und Hochschulforschung

Rückschau halten. Eliten aus
Niederösterreich erzählen aus ihrem Leben

Projektleitung:
Dr. Gert Dressel & Dr.ⁱⁿ Katharina Novy

Interviews mit

Dr. Anton ROHRMOSER

am 21. April 2009 und 17. Juni 2009

jeweils in Gföhl, Bildungstankstelle Gföhl, Kremser Straße 27

Interviewdurchführung: Dr.ⁱⁿ Angelika Brechelmacher

Transkription: Mag.^a Edith Auer

Endredaktion: Dr. Gert Dressel

Wien und St. Pölten, im August 2009

Zu unserem grundsätzlichen Transkriptionsprozess

Alle Interviews im Rahmen des Projekts „Rückschau halten. Eliten aus Niederösterreich erzählen aus ihrem Leben“ wurden im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Biografieforschung zunächst weitgehend wortwörtlich transkribiert. Die Transkriptionsregeln orientierten sich unter anderem an folgenden, wissenschaftlich Standards:

- Nonverbale Äußerungen, z.B.: [lacht]
- Zeitmarken: alle 10 Minuten
- Absätze eingefügt, wenn ganz offensichtlich das Thema gewechselt wird.
- laut oder betont
- (leise)
- Mhm“, „äh“, „jaja“, „ehm“, usw. nur dann, wenn sie essentiell als Teil der Kommunikation angesehen werden können.

Bevor die Transkriptionen den InterviewpartnerInnen rückgespielt wurden, wurden diese geringfügig redigiert, um Irritationen wegen der Differenzen zwischen mündlicher und sprachlicher Sprache weitgehend zu vermeiden. Daher wurde auch auf die Kennzeichnung von Sprechpausen in der Transkription verzichtet. Auf Wunsch der jeweiligen InterviewpartnerInnen ist es im weiteren Prozess zu zusätzlichen Modifikationen und Überarbeitungen der Interviewtexte gekommen.

Über diese Transkription

Anton Rohrmoser hat nur geringfügige Änderungen an den ersten Transkriptionsfassungen vorgenommen. Im vorliegenden Text bleibt damit der (interaktive) Interviewprozess nachvollziehbar und der Charakter der gesprochenen Sprache weitgehend erhalten.

Verwertung der Interviewtranskriptionen

Die Interviews bzw. Interviewtranskriptionen werden ausschließlich im **Niederösterreichischen Landesarchiv** archiviert und einem interessierten Fachpublikum für Forschungs- und Bildungszwecke zur Verfügung gestellt. Jegliche **Veröffentlichung** wie auch **Paraphrasierung** einzelner Interviewpassagen oder ganzer Interviews bedarf der **Genehmigung seitens der betreffenden Interviewten**.

Bildungs- und berufsbiografische Eckdaten

- Geboren 1945 in Großarl im Pongau (Salzburg), aufgewachsen auf einem Bergbauernhof mit zwölf Geschwistern
- 1966 bis 1969 in der Entwicklungshilfe als Landwirt in Brasilien, darauf Studium der Pädagogik und Politikwissenschaften in Wien
- Anschließend Zentralsekretär der Katholischen Jugend/Land Österreichs und in der Folge Jugendleiter im Dekanat Zwettl
- Anschließend Regionalbetreuer im Waldviertel. In dieser Zeit initiierte er zahlreiche neuartige Projekte in den Bereichen Bildung, Kultur und Wirtschaft. Gleichzeitig war er Lehrbeauftragter an der Bundesakademie für Sozialarbeit in St. Pölten.
- Weiters wirkte er als Trainer für Gemeinwesenarbeit und Projektentwicklung in diversen Ausbildungen.
- Seit 1988 ist er Geschäftsführer der arge region kultur und seit 1990 auch Leiter des Bildungszentrums in Gföhl.
- 1995 war er der Initiator für die Neubegründung der Winnetou-Spiele in Gföhl und war sieben Jahre für das Management und die Finanzierung verantwortlich. Danach organisierte er zwei Musicalproduktionen in Zwettl.
- Seit 2005 ist er Gemeinderat in der Stadtgemeinde Gföhl mit den Schwerpunkten Gemeinde- und Regionalentwicklung.
- Seit 2007 Produzent der Winnetou-Festspiele in Winzendorf
- Zahlreiche Veröffentlichungen zu den Themen Gemeinwesenarbeit, Regionalentwicklung und Kulturarbeit

(Quelle: http://www.winwi.at/content/Lang_1/Rohrmoser.asp; Zugriff: 31. 08. 2009)

Interview 1:

B: Es ist ein lebensgeschichtliches Interview, das heißt, es interessiert mich alles, was Sie erzählen über Ihr Leben. Und der Einfachheit halber würde ich Sie bitten, ob Sie bei Ihrer Kindheit beginnen. Gehen Sie in Ihrem Bogen, verweilen Sie dort, wo es für Sie interessant erscheint, und ich frag dann auch immer wieder nach einfach, aber es ist Ihre Erzählung.

R: Ich komme aus Großarl im Pongau, Salzburg, von einem Bergbauernhof, insgesamt dreizehn Kinder, ich war das sechste Kind, wurde 1945 geboren und hab eben zunächst einmal alles, was am bergbäuerlichen Hof zu tun ist, getan. Dort aufgewachsen und gelebt und landwirtschaftlich geprägt sozusagen.

B: Und möchten Sie ein bisschen beschreiben, wie der Hof ausgesehen hat, und was es gegeben hat dort?

R: Es ist ein Bergbauernhof im Ellmautal, und bei uns war eben Viehwirtschaft, Kühe, und auch Pferde haben wir dazumals noch gehabt, und ich bin in die Phase hineingeboren noch vor der Mechanisierung. Ich hab noch alles miterlebt, ich hab selber noch mit der Sense gemäht. Zuerst war ich einmal Hirterbub auf der Alm, hab eben dort die Sennerin unterstützt auf der Alm, und bin dann halt hineingewachsen in die bäuerliche Arbeit: Mähen und Heu zusammentun bis zur Holzarbeit und auch diese, wie man halt früher noch mit Schlitten, den Schlitten hinaufgezogen hat in den Wald und das Holz heruntergebracht hat, teilweise mit Pferden unterstützt, halt wie ein Holzknecht. Das eigene Holz vom Servitut und so. Es war gleichzeitig auch eine sehr katholisch, kirchlich geprägte Familie, und leider war es so, dass mein Vater im Krieg gefallen ist. Ich bin ohne Vater aufgewachsen, hab meinen Vater nie gesehen. Am bäuerlichen Betrieb war ich das jüngste Kind von sechs, von den ersten sechs, eben meine Geschwister waren da, meine Brüder, meine Schwestern, und es waren natürlich auch Männer im Haushalt, die mitgewirkt haben in der Landwirtschaft. Und dann war es aber so, als die Nachricht vom Tod meines Vaters gekommen ist – das war, glaub ich, erst 1949 –, hat die Mutter noch einmal geheiratet und hat dann noch einmal sieben Kinder bekommen. Ich bin eben so hineingewachsen und hab in der Katholischen Jugend mitgewirkt, Aktivistenkreis haben wir das dazumals genannt. Unser Vater war für die damalige Zeit sehr fortschrittlich gewesen. Er hatte an sich schon ein bissl eine Mechanisierung begonnen, er hat dazumals schon einen Mäher gekauft, aber wie er dann nicht mehr da war, hat eigentlich niemand so richtig damit umgehen können, und man hat wieder mit der Sense weitergemacht. Dann hatte er Güllewirtschaft aufgebaut, das war damals eine Novität in unserem Tal. Er hat Weiden, wo nur die Kühe

gegangen sind, umgearbeitet für Wiesen und Acker. Er war einer der Ersten, der eine Landwirtschaftsschule besucht hat, zu dritt von Großarl waren sie da. Von da aus war er einfach sehr innovativ und hat da einiges auf die Beine gestellt. Wir sind sozusagen ein kleiner, verhältnismäßig kleiner Bauernhof in der Schattseite. Das spielt ja da im Gebirge eine Rolle, weil da erstens die Vegetation später anfängt, weniger Sonne ist und so weiter, und gegenüber waren die größeren Sonnseitbauern. Es war auch ein bissl so ein Hierarchiegefälle. Und mein Vater hat sich aber als Schattseitbauer auf die Beine gestellt, und es ist auch ein bissl ein Neid entstanden: Wie kann sich ein Schattseitbauer da hervortun? Das nur so am Rande. Aber was ich eigentlich sagen wollte: Unser Vater war auch sehr vorausschauend und hat auch ein Testament gemacht, wie er in den Krieg gezogen ist, und hat unter anderem vorgesehen oder sich sehr gewünscht, dass alle Kinder eine landwirtschaftliche Ausbildung genießen sollen oder anstreben sollen. Und wirklich: Alle Schwestern haben die Landwirtschaftsschule besucht, mein Bruder auch die Landwirtschaftsschule. Das war halt dann auch für mich ein Anreiz, das kleine Dorf einmal zu verlassen und nach Kleßheim in die Landwirtschaftsschule zu gehen (*lacht*). Man muss sich vorstellen: Man wächst ja in den Bauernhof hinein, immer manuelle Arbeit, grad die Volksschule besucht, das war Nebensache. Man kommt heim, den Rucksack weg und in die Arbeit, das war selbstverständlich. Aber man hat natürlich auch nicht wirklich erkennen können, seine Fähigkeiten erproben und erkennen können. Das war halt in der Landwirtschaftsschule. Ich war ja sehr schüchtern, von einem Bergbauerndorf, aber im zweiten Semester hat mir das Lernen einfach gefallen, diese Auseinandersetzung, die Gemeinschaft und hab halt da gemerkt, dass mich mehr interessiert als nur die Landwirtschaft. Und dann hat sich ergeben, dass sich mein Bruder für die Entwicklungshilfe interessiert hat. Damals gab es die ersten Entwicklungshelfer, die vom Landjugendwerk der Katholischen Jugend entsendet worden sind. In diesem Landjugendwerk waren ja wir schließlich Aktivisten im Dorf, und die österreichweite Landjugendbewegung hat einen Entwicklungsdienst installiert dazumals, mit einem gewissen Kaplan Wagner, der dann später Weihbischof geworden ist, und der hat diesen Entwicklungsdienst aufgebaut. Die ersten Entwicklungshelfer sind zurückgekommen, glaub ich, 1965. Das ist dann groß in der Landjugendzeitung gestanden: „Die Entwicklungshelfer kommen nach dreijährigem Einsatz retour, berichten über ihre Erfahrungen.“ Und da hat in erster Linie mein Bruder Feuer gefangen und hat sich dann beworben bei dem Entwicklungsdienst, ist dann zu einem Termin gefahren nach Linz, zum Kaplan Wagner, dem Referenten für die Entwicklungshilfe. Dann kommt er heim und – nur ein Detail am Rande – da hat grad unsere Schwester geheiratet. Aber er hat aber trotzdem den Termin wahrgenommen und ist eben am Abend dann dazu gestoßen. Ich war da voll im Feiern und Tanzen und so, und irgendwann sag ich: „Na ja, Franz, was ist? Was ist los?“ – „Ja, es gibt so ein Projekt in Brasilien, da braucherten

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

sie einen Landwirt und halt so einen Allrounder für die Aufbauarbeit. So kleine Häuser bauen und so weiter, Schule, Kirche.“ Ihn interessierert eigentlich mehr der Baujob, er ist genauso gut wie ich in der Landwirtschaft aufgewachsen, er hat aber relativ bald begonnen, einfach – man hat ja nicht immer Leute zu Haus gebraucht – mitzuhelfen, bei den Nachbarn und allen möglichen Leuten, die halt zu uns gekommen sind: „Könnts uns nicht helfen beim Hausbauen, Stallbauen“, hin und her. Er hat eine gute Hand gehabt und hat also handwerkliche Fähigkeiten entwickelt und war imstande, auch relativ eigenständig so kleine Bauwerke hinzustellen. Das heißt, ihn hat, obwohl auch landwirtschaftlich geprägt, mehr das Bauwesen interessiert. Sagt er: „Jetzt braucherten wir halt noch einen Landwirt.“ Ich hab gar nicht viel gesagt, hinein wieder in die Feierei, aber bei mir hat's geschalten, und das hat mir dann keine Ruhe mehr gegeben, hab bei der Nacht nachgedacht, und dann hab ich gesagt: „Ich möchte mich da eigentlich auch bewerben.“ Ich war aber erst knappe 21 Jahre, das war sowieso das Mindestalter. Erleichternd war natürlich, dass der Bruder geht, jetzt zu zweit. Ich hab mich eben dann auch beworben und bin auch genommen worden. Das muss 1966 entweder im Jänner oder noch 1965 grad im Herbst gewesen sein. Und im März 1966 hat der Vorbereitungskurs begonnen. 00:10:31-7 Ich war noch in der Landwirtschaftsschule, das wollte ich fertig machen, mein Bruder hat einen Kurs in Strobl gemacht, jetzt sind wir beide ein Monat später zur Ausbildung gekommen, aber das ist akzeptiert worden. Jetzt haben wir in Deutschland eine Ausbildung gemacht.

B: Darf ich noch dazwischen, bevor wir, jetzt geht's dann nach Brasilien. Darf ich noch kurz zum Pongau fragen, wie waren die Altersunterschiede zwischen den Geschwistern, wie alt waren da die Kinder?

R: Ich war der Letzte von den ersten sechs, und da waren immer ein, zwei Jahre Unterschied.

B: Also relativ knapp.

R: Von der Ältesten da, ja, relativ knapp hintereinander. Aber natürlich war die älteste Schwester schon so sieben Jahre älter wie ich und so weiter, oder acht Jahre älter wie ich.

B: Aber Sie haben gesagt, alle Geschwister haben die Landwirtschaftsschule gemacht, hab ich das richtig verstanden?

R: Jetzt einmal von den ersten sechs, danach ist ja sozusagen fünf Jahre Pause gewesen, sechs Jahre Pause gewesen, und dann hat die Mutter wieder geheiratet, als die Nachricht gekommen ist, dass der Vater ... Sie hat ja immer noch gehofft, dass er zurückkommt. Dann, wie die traurige Nachricht gekommen ist, hat sie noch einmal geheiratet.

B: Und von diesen, wie konnte, das muss ja auch ein großer finanzieller Aufwand gewesen sein für Ihre Eltern, dass alle Kinder da in die Schule geschickt wurden.

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

R: Ja, eine Landwirtschaftsschule ist nicht so, glaub ich, so dramatisch finanziell teuer gewesen. Ich weiß nicht, ob Sie das System kennen, das waren einfach zwei Winter. Ich glaub, das dürfte begonnen haben im Oktober, November und war dann zu Ostern aus oder so, aber immerhin war's eine kleine Ausbildung. Man war dann landwirtschaftliche Facharbeiterin oder Facharbeiter, und man hat einmal einfach in das Ganze, eben auch landwirtschaftlich und doch auch ein bissl gesellschaftspolitische, pädagogische und so, hat man halt einfach sich ein bissl was aneignen können. Weil das ja dazumals nicht üblich war, da war die Arbeit so im Vordergrund, dass das Lernen einfach nicht üblich war. Meine Schwestern haben dann einfach relativ traditionell nach der Landwirtschaftsschule einen Bauern geheiratet und waren eben voll integriert in Großarl, beziehungsweise eine hat in St. Johann herausgeheiratet. Und mein ältester Bruder hat dann die Landwirtschaft übernommen, das war eh nicht ganz einfach. Im Testament ist drinnen gestanden, dass der älteste Sohn halt den Hoferbeanspruch hat. Und meine Mutter hat noch einmal geheiratet, unser Stiefvater war jünger, sechs, sieben Jahre jünger als sie, hat mit voller Kraft die Landwirtschaft geführt, das Haus erneuert und sieben Kinder mit aufgezogen. Dann aber hat sich die Frage gestellt, na ja, jetzt ist die Mutter und die Kinder da, und unser Stiefvater voll landwirtschaftlich ausgerichtet, und mein Bruder hat das Recht auf den Hof. Jetzt hat er das dann einmal so gelöst, dass er zurückgestanden ist und in die Holzarbeit gegangen ist, nebensu sich was verdient. Und letztlich hat dann die Entscheidung getroffen werden müssen, wer jetzt geht, für beide wäre einfach keine Existenzgrundlage gewesen. Und schließlich hat sich mein Bruder halt doch entschlossen, das Hoferbe anzutreten, und der Stiefvater hat dann zwischen St. Johann und Wagrain einen Hof gekauft, und Mutter und die sieben Kinder sind da hingezogen. Das war natürlich vor allem für unsere Mutter, die dreizehn Kinder dort großgezogen hat, voll integriert war in der Gemeinschaft, sehr angesehen war, nicht leicht. Die Kinder und alles und Drumherum, sozusagen noch einmal eine Existenz aufzubauen. Das war in der Phase, als wir in Brasilien waren. Als wir zurückgekommen waren, war der vorher so lebendige Bauernhof so leer, nur mehr der Bruder da. Und ich hab dann auch drüben Weihnachten gefeiert, wie ich angekommen bin, sozusagen Familienanschluss. Aber letztlich: Das war für die Mutter sicher am härtesten, für die jüngeren Geschwister hat sich dieser Übergang sozusagen von Großarl, St. Johann, ein bissl eine weitere Sichtweise oder einfach eine andere Sichtweise oder einfach auch die Herausforderung der Übersiedelung und sich neu sozusagen Freunde und so weiter aufzubauen, hat schließlich auch dazu geführt, dass alle einen Beruf gelernt haben und sehr tüchtig geworden sind. Nicht nur Beruf, sondern die meisten haben sich selbständig gemacht. So im Nachhinein betrachtet hat sich diese Variante doch nicht als so schlecht erwiesen.

B: Wie alt war Ihre Mutter da?

R: Na ja, die war da um fünfzig. Und sie hat das natürlich doch auch mitgetragen. Das geht jetzt ein bissl sehr ins Detail.

B: Ja, aber das ist spannend. Und Sie waren in Brasilien.

R: Na ja, der Entschluss nach Brasilien zu gehen, war schon ziemlich weitreichend, weil in Großarl haben wir einfach eine sehr enge Sozialisation, Kirche, Politik, Schule, sehr eng verwoben. Und man sieht alles halt durch diese Sozialisationsbedingungen. Und eben erstens einmal dieser Ausbildungskurs in Klausenhof, das war damals eine sehr fortschrittliche Ausbildung, 1966, die Denkweise der Entwicklungszusammenarbeit, die schon damals beginnende Denkweise, dass das alles miteinander zusammenhängt. Wir haben uns dazumals gedacht, wir sind halt relativ gut situiert, im Vergleich zu einem Bergbauernbuben ja eh nicht, aber jetzt wieder im Vergleich zu Favelas und Indianern und Dritte-Welt-Situationen relativ gut situiert, und wir können halt da mithelfen, denen eine Zivilisation auch ein bissl zu vermitteln. Aber zunächst ist uns sehr deutlich vermittelt worden, wir sollen da nicht hingehen mit unserem Kulturverständnis, wir sind die Besten oder wir sind vorzüglich, wir sind zivilisiert und die anderen nicht, sondern wir sollen unglaublich achten einmal, die ersten drei Monate sollen wir nur reden, schauen, beobachten, kennenlernen, wie geht das da, was machen die Leute und so weiter. Und das war schon einmal einfach ein wichtiger Anstoß, sich auf die anderen einzulassen und nicht sozusagen die eigene Kultur da drüberzustülpen. Diese Auseinandersetzung war schon einmal sehr interessant. Dann waren in dem Kurs eben ein paar Österreicher, Deutsche, Belgier. Österreich war ja für mich schon von Vorarlberg bis Steiermark unterschiedlich von der Sprache her. Und dann noch Deutschland und andere Länder, Teilnehmer von anderen Ländern dazu, das war auch schon einmal eine gewisse Herausforderung. Eine multikulturelle Gruppe, würde man heute sagen, aber dazumals hat man den Begriff noch nicht so gehabt. Und dann natürlich Sprachausbildung in Portugal, ein anderes Land, noch einmal ein völlig anderes Land. Da haben wir natürlich auch Lissabon besucht und die Favelas kennengelernt, das erste Mal sind wir da mit Arm-Reich sehr konfrontiert worden. Wir waren eben zu viert in Portugal, jene vier, die dann eh in unser Projekt gekommen sind – zwei Mädeln, zwei Frauen, eine Krankenschwester aus Tirol und eine Hauswirtschaftslehrerin aus dem Lungau und mein Bruder und ich – und das war aber dann auch so organisiert, dass wir nicht gemeinsam sozusagen an einem Ort sind oder in einem Bauernhof oder Betrieb, sondern relativ weit auseinander, damit jeder wirklich hineingeworfen ist in die Sprachsituation und nicht immer Deutsch quasseln kann dazwischen. 00:20:04-6 Es gab dann schon Möglichkeiten, uns zu treffen. Ich war bei einem kleinen Mischbetrieb, eine kleine Landwirtschaft mit so einem kleinen Geschäftslokal dabei. Dort hab ich halbtags mitgearbeitet, da haben wir

zum Beispiel einen Brunnen gebaut. Und halbtags war dann eben dafür ein Sohn dort bereit, mich in der Sprachentwicklung zu unterstützen. Das war einfach eine sehr interessante Erfahrung noch einmal als Zwischenschritt nach Brasilien. Dann haben wir noch einmal Heimaturlaub gehabt, und dann sind wir nach Brasilien gefahren, und da waren wir dann eben zunächst einmal in Rio, sind wir mit dem Schiff hinübergefahren damals noch.

B: Wahnsinn! Wie lang hat das gedauert?

R: Na ja, das hat gute zehn Tage gedauert, hat fast vierzehn Tage gedauert. Ist einfach auch eine wunderschöne Erfahrung gewesen. Einerseits durchs Mittelmeer, ein bissl turbulente Windböen und so, aber dann ist es relativ ruhig dahingegangen. Dann sind wir in Rio de Janeiro gelandet. Das war natürlich auch wieder der Eindruck, diese Multikulturalität! Alles nebeneinander, Schwarz und Weiß, und dieses Treiben und der Verkehr, weil die haben halt da einfach eine ganz andere Mentalität und Tempo und Umgang und auch Fröhlichkeit. Auf der anderen Seite wieder Armut bei den Favelas, die Armenviertel. Da haben wir eh eine Zeit warten müssen, bis wir Anschluss gehabt haben, dort sind wir mit dem Bus zwei Tage und eine Nacht durchgefahren von Rio de Janeiro bis nach Mato Grosso. Das war auch ein Erlebnis. Immer wieder einmal stehen bleiben, halt grad ein bissl zum Füße vertreten und so. Eben diese Weite, dieses große Land, dann in Cuiabá.

B: Mato Grosso, wo liegt das ungefähr? Zentral?

R: Im Norden. Wenn man jetzt von Rio de Janeiro ausgeht, ist es im Norden. Das Mato-Grosso-Gebiet, und nach Mato Grosso kommt Amazonas-Gebiet, so jetzt in der großen Dimensionierung. Cuiabá war einmal eine Missionsstation, wir sind ja über die Jesuiten angefordert worden, und dort, glaub ich, waren wir, zwei, drei Wochen, um ein jeder in seiner Sparte, ich in der Landwirtschaft, einfach einmal ein bissl zu schauen. Was wird da angebaut und ein bissl Unterstützung, ein bissl ein Kennenlernen, wie Bananenbäume ausschauen, wie man das anbaut oder vermehrt, oder Manioka und so weiter, Reis. Haben wir einmal ein bissl einen Überblick gekriegt über die dortige Landwirtschaft. Und dann ist es losgegangen in den Urwald hinein, und da sind wir halt dann mit einem LKW einmal einen Tag bis zur ersten Missionsstation gefahren und haben uns dort wieder ein bissl umgesehen. Und von dort sind wir dann mit einem kleinen Motorboot den Flüssen entlang zu unserer Station, Daia Kaiabi gefahren, zu den Kaiabi-Indianern gefahren. Tatuí hat das Dorf geheißen. Und es war einfach ein Motorboot, zuerst stromabwärts, dann stromaufwärts, so langsam dahin halt mit dreißig Stundenkilometern. Nach fünf Tagen, sechs Tagen sind wir halt, je nachdem wie die Flussverhältnisse waren, in der Trockenzeit war weniger Wasser, da war's schwieriger, in der Regenzeit ist es leichter gegangen. Über Stromschnellen, da hat man einmal ausladen müssen

und das Schiff hinaufziehen und dann wieder aufladen und ...

B: Und wer hat Sie da begleitet?

R: Na ja, der Pater Dornstauder, der uns angefordert hat, hat uns da begleitet. Aber später hab dann ich zum Beispiel neben der Landwirtschaft diese Schiffsreisen und Einkäufe auch übernommen. Und das haben wir dann alle sechs Wochen gemacht. Wir sind einmal eine Woche herausgefahren, eine Woche eingekauft, eine Woche zurückgefahren, und dann waren wir wieder in unserem Dorf. Und auch die Post ist in diesem Rhythmus gekommen zum Beispiel (*lacht*).

B: Und wie war das dann im Dorf? Wie haben die Leute Sie angenommen? Oder was haben Sie gespürt den Leuten gegenüber, wie war das?

R: Na ja, es war schon so, dass dieser Pater Dornstauder sehr gut verankert war dort bei den Indianern und die auch ein bissl drauf vorbereitet hat, dass er jetzt eine Unterstützung von seinem Heimatland kriegt. Aber eben auch zunächst, es ist ein bissl zweischneidig. Einerseits sind ja diese Völker unglaublich freundschaftlich und nehmen die Leute einfach auf, und außer dem Misstrauen, das sie halt sozusagen schon über die Weißen gemacht haben, das ist klar.

B: Berechtigterweise.

R: Berechtigterweise auch Misstrauen, aber vom Prinzip her sind sie einfach sehr offen und zugänglich, und wenn sie dann merken, dass man einen guten Willen hat, dass man sie kennenlernen will, ist dieser Kontakt eigentlich relativ rasch gegangen. Und natürlich muss man zeigen, dass man nicht nur was redet, sondern dass man wirklich eine Arbeit leistet, die sich als Hilfestellung herausstellt. Was zum Beispiel eben in der Krankenpflege nicht so einfach war, einerseits hat ja der Pater Dornstauder schon natürlich vielen Leuten mit Medikamenten helfen können, und da ist ein gewisses Grundvertrauen zu unserer Medizin entstanden, andererseits war natürlich auch Skepsis dabei, und war parallel natürlich der Mediziner auch noch wichtig. Und wem vertraut man jetzt mehr? Das ist schon ein sehr differenzierter Prozess. Bei uns in der Landwirtschaft war's in gewisser Weise nicht so schwierig, weil was war das Problem? Die Indianer haben ja eigentlich in dem Sinn nicht Hunger gelitten, auch jetzt aktuell nicht, aber früher haben sie einfach aus der Fülle des Urwaldes gelebt und dadurch, dass die Ländereien rundherum aufgekauft worden sind, sind die Gebiete, wo sie jagen und fischen gegangen sind, immer kleiner geworden. Früher waren sie ja nicht sesshaft, sondern sind überhaupt herumgezogen und haben genau gewusst, zu dieser Zeit kann man gut fischen gehen, zu dieser Zeit kann man im Wald drinnen gut jagen gehen. Und dadurch, dass die Ländereien rundherum aufgekauft worden sind, sind sie gezwungenermaßen sesshaft geworden. Mussten sesshaft

werden, und das allein bringt ja einfach eine große Lebensumstellung mit sich. Am selben Ort leben und wohnen und arbeiten bedeutet auch, hygienisch das Ganze neu zu überdenken und Maßnahmen zu treffen. Das war zum Beispiel für die Hauswirtschaftslehrerin sehr wichtig, dass man einfach rundherum, dort wo die Häuser sind, dass man das reinigt, und dass das Ungeziefer nicht so total in die Hütten hinein kann, gewisse Hygienegeschichten. Und dann, umgekehrt in der Landwirtschaft war's eben so, die Indianer haben gewusst, wie man Mais und Reis und Manioka und das alles anbaut, nur hat's genügt, ganz wenig anzubauen, weil sie ja übers Fischen und übers Jagen sowieso die Ergänzung gehabt haben. Das war jetzt für die Indianer neu, ein bissl mehr auf Vorrat zu denken. Zu schauen, jetzt müssen wir mehr anbauen, weil wir weniger Land zur Verfügung haben und weniger, eben nicht unbegrenzt die Jagdmöglichkeiten haben. Das heißt, meine Aufgabe war es dann eher, zu sagen: „Ihr wissts eh, wie das Anbauen geht, schauen wir, dass wir ein bissl mehr anbauen, damit wir sozusagen auch das ganze Jahr was haben.“ Und dann waren natürlich eh Jugendliche da, wo aus welchen Gründen auch immer, die Eltern über Malaria oder auch über Kriegssituationen gestorben sind, und die haben wir dann motiviert zum Arbeiten, zum Roden, um ein bissl mehr anzubauen. Ich hab eigentlich nicht wissen müssen, wie das Maniokanbauen geht, sondern einfach begleiten, mitarbeiten, ich hab selber die Axt genommen und hab gesagt: „Jetzt gemma roden.“ Und gemeinsam geht das, eben auch das Gemeinschaftsgefühl und -denken ist eh da, aber es muss wen geben, der sie anleitet und sagt, ja, eigentlich aus der Sesshaftwerdung heraus ist es notwendig, mehr anzubauen. Ich weiß nicht, ob das irgendwie ...? 00:30:18-6

B: Ja, ich versteh.

R: Und wenn jetzt, wenn man immer dort lebt, braucht man andere hygienische Verhältnisse. Wenn man immer dort lebt, steckt man sich vielleicht auch leichter mit Krankheiten an, und da war eben die Krankenschwester behilflich. Mein Bruder hat dann begonnen, erstens so eine kleine Krankenstation zu bauen, wo eben Leute, die dann wirklich krank waren, auch einmal haben gepflegt werden können oder für Entbindungen und so weiter und so fort. Und auch so eine kleine Werkstätte gebaut und ein Sägewerk eingerichtet, dass man einfach aus dem Holz, das da ist, mehr draus machen kann. Wir haben da eigentlich wirklich ein Entwicklungsverständnis der angepassten Technologie gehabt. Das haben sie uns auch in der Ausbildung sehr nahe gebracht. Und das war natürlich auch für uns, von der Landwirtschaft kommend, von dieser einfachen Technologie kommend, war das für uns ein ganz normaler Weg, dass man das so macht.

B: Und haben Sie die Leute dann jemals wieder besucht?

R: Na ja, vor drei, vier Jahren hat mein Bruder eine Reise dorthin initiiert. Es war ja so, nachdem

wir drüben gewesen waren, hat's weitere relativ viele Generationen von EntwicklungshelferInnen gegeben. Er hat sich gedacht, zum Anlass „Hundert Jahre Pater Dornstauder“, der uns sozusagen hinübergebracht hatte, und der ja unglaublich viel in Brasilien gemacht hat ... Aber das ist eine eigene Geschichte. Der Pater Dornstauder, der im Urwald vielen Indianern in ihrer Krisensituation sehr stark geholfen hat und auch befriedet hat teilweise, und die natürlich sehr verschreckt waren von dieser – wie sagt man denn? – Ausrottung. Da sind ja Dinge passiert! Dass Lebensmittel vergiftet worden sind, um sie zu vertreiben und so weiter. Da hat er dann trotzdem versucht, den Kontakt zu schaffen und zu sagen, es gibt andere Menschen auch noch, die auf ihrer Seite stehen. Und zum hundertjährigen Geburtstag von Dornstauder, der in seiner letzter Zeit vor allem in drei Dörfern gearbeitet hatte, ist dort ein Fest organisiert worden. Das war so unglaublich wunderschön! Es waren dann die ehemaligen Entwicklungshelfer, die halt in dieser Region, nicht nur bei uns, in dieser Region gearbeitet haben, es waren brasilianische Entwicklungsdienstleute dort und natürlich die Missionsleute dort eingeladen zu dieser Busreise, und da waren wir mehr als dreißig Leute unterwegs. Interessant ist eben noch: Diese Arbeit, die wir da zu viert geleistet haben, Aufbauarbeit eben, den Indianern helfen, um ihre Häuser ein bissl stabiler zu bauen, die Krankenhilfsstation, eine kleine Kapelle wurden dann gebaut, eben die Werkstätte, dass man Holz schneiden kann, hobeln kann und so weiter. Die Hauswirtschaftslehrerin hat ernährungsmäßig und gartenmäßig viel getan. Durch das Nomadenleben hatte man ja keinen Garten gebraucht, man hatte ja nicht, was wir jetzt wichtig finden, Vitamine und so. Wenn man sesshaft ist, muss man sich überlegen, wie komm ich zu meiner vollwertigeren Ernährung. Jetzt ist eben auch auf einmal Gartenbau sinnvoll und notwendig. Das waren wirklich Dinge, die hat man von Punkt null auf so halt experimentiert und entwickelt. Bei den Missions- und Jesuitenpatres waren ein paar sehr fortschrittliche dabei. Das war jetzt weniger unser Einsatzleiter, dem hat das zwar durchaus imponiert, was da entstanden ist, aber die Jüngeren, die so in der Entwicklungsdynamik waren, wie kann man überhaupt in Brasilien was weiterbringen, die haben sich gedacht, was die vier Leute da in den drei Jahren zustande gebracht haben, ist allerhand. So einfach eine Mithilfe, unauffällig und konsequent. Und die haben sich gedacht, das ist doch für unsere Missionsarbeit ein sehr interessanter Entwicklungsimpuls. Die Klosterfrauen und Patres können nicht mehr diese ganze Arbeit leisten, die werden eher weniger, die Arbeit wird mehr. Es wär doch interessant, es gibt in Brasilien, in Südbrasilien relativ gut entwickelte Gegenden, wie zum Beispiel auch Dreizehnlinden, wo sehr viele Tirolerinnen und Tiroler und schon Pongauleute dort sind, und Santa Catarina und so, diese Einwanderungsgebiete da unten. Und von daher ist auch dieser Pater Egídio Schwade 00:36:15-1 gekommen, hat auch Deutsch gesprochen. Mit dem hatten wir vorher gar nicht so viel Kontakt gehabt, denn wir waren drinnen und er war irgendwo heraußen. Und dann sagt er:

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

„Ja, das wär doch was, wir gründen am Beispiel von dem Entwicklungsdienst Österreich eine Entwicklungshilfeorganisation in Brasilien.“ Er hat denn eben dran gedacht, wie geht er das an. Er hat sich überlegt, nach dem Vorbild von Österreich das aufzubauen, hat sich da informiert und hat sich gedacht, er möchte jetzt einmal so eine Motivationsreise in Südbrasilien als Vortragsreise in Südbrasilien veranstalten, um zu schauen, wie reagieren die Leute da unten. Da ist dann er als Initiator gewesen, ein zweiter Pater, einen Freund hat er noch mitgenommen, dann mich als ehemaligen Entwicklungshelfer, jemand, der sozusagen ganz von der Praxis kommt. Und dann hatte er noch einen Chauffeur mit, also auch noch einen Kollegen, der ist mit dem Auto, mit einem VW, gefahren. Und vorm Zurückfahren, das war, wie ich den Dienst eigentlich beendet gehabt hab drüben, hat sich das ergeben, dass ich, bevor ich nach Österreich zurückgefahren bin, da unten in Südbrasilien mitgefahren bin, um diese Motivationsarbeit mitzuleisten. Da waren wir eben dann in Dreizehnlinden, und da waren wir im Urlaub auch einmal dort, mein Bruder und ich, und da haben wir St. Johanner getroffen, wir haben einen Großarler getroffen. Na, war unglaublich! Da ist man dort und isst Tiroler Knödel und hört Zithermusik mitten in Brasilien und die Tiroler Sprache und hada holladaro, unglaublich! Daher war das auch schon ein bissl bekannt. Wir haben da Vorträge gehalten und es ist sehr angekommen dort, und es haben sich Leute interessiert. Und der Pater Egídio Schwade hat sich gleich gedacht, das ist ja nicht so weit weg wie Österreich, man muss das nicht unbedingt drei Jahre machen, man kann das auch ein Jahr machen. Einfach einmal so Südbrasilien, Leute aus dem Süden helfen Leuten aus dem Norden und setzen sich da ein. Nach dieser Vortragsreise ist er nach Österreich gefahren, nach Deutschland gefahren, hat sich eben bei unseren Entwicklungshilfeorganisationen informiert, wie das organisatorisch geht, finanziell und strukturell, und wie das alles funktioniert. Und beide Trägerorganisationen haben ihm sowohl organisatorische als auch finanzielle Unterstützung zugesichert, kleine Ausbildungsmodelle und so. Es ist tatsächlich ein brasilianischer Entwicklungsdienst entstanden, und in der Folge sind dann, eben auch in Tatuí, gemischte Teams im Einsatz gewesen, Leute von Brasilien und aus Österreich. Es war auch für mich unglaublich interessant, da noch einmal mitwirken zu dürfen bei der Gründung eines Entwicklungsdienstes. Als Entwicklungshelfer, man hat ein kleines Projekt, man schaut, dass man das Bestmögliche draus macht 00:39:59-2, aber das ist dann schon noch einmal eine ganz andere Dimension. Okay! (*lacht*)

B: Und war's dann schwierig für Sie, das Zurückfahren? Der Abschied von Brasilien?

R: Das war dann so schrittweise. Nach drei Jahren ist man schon wieder einmal sehr neugierig, was sich daheim alles tut. Drei Jahre sind immerhin doch eine relativ lange Zeit.

B: Ja, überhaupt in dem Alter, das ist so ein Erwachsenwerden in der Zeit auch.

R: Ja natürlich.

B: Und dann sind Sie als erwachsener Mann zurückgekommen, und dann war da Ihre Mutter mit der Familie übersiedelt.

R: Ja.

B: Und wie ist es dann weitergegangen?

R: Ich bin genau zu Weihnachten 1969 heimgekommen, 1966 bis 1969 war die Entwicklungshilfe. Das war erstens einfach einmal ganz toll: eben wieder Familie und daheim zu sein und die Freunde. Es war auch so: Die Großarler Jugend hat uns unterstützt – sowohl finanziell als auch ideell. Die haben einmal eine Kasette bespielt mit Liedern und Botschaften, und das war einfach wunderbar. Dann hab ich natürlich auch Vorträge gehalten. Es war so, mein Bruder hat sich entschlossen, noch drei Monate dort zu bleiben, denn das Nachfolgeteam ist praktisch etwas zu spät gekommen. Es ist natürlich sehr sinnvoll, dass da eine Übergabe stattfindet, zumindest von einem Entwicklungshelfer. Es war halt dann so, dass die grad erst in Brasilien angekommen sind, wie wir eben fortgefahren sind. Und mein Bruder hat sich entschlossen, er bleibt noch drei Monate da und wird die halt integrieren. So bin ich zunächst einmal alleine nach Österreich gekommen.

Und nach dieser Wiedersehensphase hat sich natürlich relativ bald die Frage gestellt: Was mach ich jetzt? Nicht ausgebildet, aber Erfahrung als Landwirt, Einsatz als Landwirt in Brasilien, wobei natürlich auch die viele pädagogische und erwachsenenbildnerische Tätigkeit im weitesten Sinn dazugekommen ist. Ich hab mir halt dann gedacht, dass auch in Österreich die Landwirtschaft eigentlich immer mehr zurückgeht und weniger Leute in der Landwirtschaft gebraucht werden, dass relativ wenig Chancen in der Landwirtschaft, jetzt beruflich gesehen, gegeben sind. Durch die Entwicklungshilfe und durch die ganzen Erfahrungen ist mein Interesse im Bereich der Bildungsarbeit gewachsen. Aber natürlich: In dem Bereich hab ich keine Ausbildung gehabt. Zunächst hab ich mir gedacht, na ja, ich könnte ja Religionslehrer werden. Denn da hab ich mich dann erkundigt, man könnte eine Berufsmatura machen und dann nach zwei Jahren in so einen Beruf hineinzuwachsen. Aber prinzipiell, dass ich mich einmal orientiere, was es in Österreich überhaupt gibt. In Strobl hat es einen Dreimonatskurs für Gesellschaftspolitik gegeben, den hatte mein Bruder besucht, bevor er ausgereist war. Und ich hab mir dann gedacht, den besuch ich jetzt einfach zur Orientierung. Auch einfach, was ist jetzt politisch in den drei Jahren passiert, gesellschaftspolitisch, drei Jahre ist doch eine relativ lange Zeit, wenn man weg ist, da tut sich allerhand in technischer, kultureller und sonstiger Entwicklung. Und Winterphase, drei Monate sozusagen einen Kurs, der wirklich genau auch

diese Themen – Gesellschaftspolitik, ein bissl Pädagogik, ein wenig Soziologie und politische Bildung –, so einen Überblick gegeben hat über den Stand der Entwicklung im ländlichen Raum vor allem, es war ein bissl so ländlicher Raum geprägt gewesen. In der Phase hab ich mich dann aber entschlossen, Berufsmatura zu machen. Da hab ich eben auch von Entwicklungshilfekollegen gehört, dass es in Telfs im Kloster bei den Franziskanern einen Vorbereitungskurs gibt, wo man in zwei Jahren Berufsreifeprüfung machen kann. Diese Berufsreifeprüfung war im Vergleich – heute gibt's relativ schmalspurige Berufsreifeprüfungen – schwer, man hat volles Latein verlangt, volle Deutschkenntnisse, wie die normale Matura, und andere Fächer dann dafür wieder nicht so und nicht so viele Fächer halt. Ich hab mich dann kurzfristig fast für ein Klosterleben und eventuell sogar für Priester, für Theologie interessiert. Aber diese Phase im Kloster hat mir das auch ein bissl ausgetrieben (*lacht*). So viel geballte Theologie oder geballte Gemeinschaft, auch mit sehr unterschiedlichen Erfahrungen, hat mich dann auch wieder davon abgebracht. Ich hab mich da herausentwickelt. Natürlich mit meinem Hintergrund: Brasilien, Paulo Freire, denn eher am Schluss von Brasilien hatte ich Literatur von Paulo Freire kennengelernt. Brasilianischer Erfolgspädagoge, der unglaublich viel Bewusstseinsbildung, ein neues Konzept für Bewusstseinsbildungsprozesse gestartet und durchgeführt hat. Und der Begriff „Bewusstseinsbildung“, der dann bei uns so Einzug gehalten hat, kommt im Wesentlichen von seiner Pädagogik her. Das hat mich so unglaublich fasziniert, seine Pädagogik, und die hab ich drüben gelesen und auch „Politisches Nachtgebet“ von Dorothee Sölle. Eine sehr fortschrittliche evangelische Theologin, die sagt, Theologie hat auch mit Gesellschaftspolitik zu tun. Das hat sie halt sehr gut aufbereitet, und das hat mir auch sehr gefallen. Eben wie in Brasilien diese Bewegung der Kirchen, der Kirchenbewegungen von unten, so eine ähnliche Dimension hat sie vertreten, dass man als Christ auch in der Gesellschaft steht und für eine gerechtere Welt kämpft. Ich meine, einerseits relativ braves Klosterleben, geschütztes Klosterleben, andererseits Paulo Freire, Entwicklungshilfe und eine kritische politische Theologie dazu. Das hat mich so richtig aufgerüttelt. Irgendwann bin ich dort zur Erkenntnis gekommen über Nacht: Das ist nicht mein System, das ist nicht das System von Gott. Ich hatte quasi ein Befreiungserlebnis. Ich bin noch dort geblieben, um das noch abzuschließen, das war so ein halbes Jahr vor dem Abschluss. Und dann haben sich dort die Mitbrüder und meine Kollegen an mich gewendet, weil sie gemerkt haben, da ist jemand, dem kann man da was anvertrauen, das geht nicht sofort an die Obrigkeit. 00:50:00-5 Und dann hat's ein ganz dramatisches Erlebnis gegeben, dass ein Freund von uns oder ein Mitstudierender als Spitzel eingesetzt war und sich mir da anvertraut hat, dass er das nimmer aushält, dass er da jeden Tag Geschenke kriegt für das, dass er sagt, was wir so denken und sagen. Unglaublich, ja! Aber das waren schon sehr interessante Erfahrungen.

B: Was war da, da war so eine große Angst bei der Klosterobrigkeit? Dass Sie zu aufrührerisch sind oder was?

R: Na ja, man darf jetzt nicht das ganze Kloster in Misskredit bringen. Es war eben der Pater, der für uns im engeren Sinn zuständig war, für unsere geistige Erziehung oder halt einfach unsere Führung dort. Der war wirklich jenseits, aus meiner Sicht jenseits von Gut und Böse. Wie auch immer müssten oder könnten wir ein gewisses Krankheitsbild da zeichnen. Ich meine, das war einfach ein Wahn, sozusagen bis in die Gedanken hinein die Leute kontrollieren zu wollen. Und da war ich natürlich schon einer, der halt erstens sich ein bissl was zu sagen getraut hat, das war auch mein Charakter. Zweitens hab ich das Glück gehabt, dass es in Tirol einen Rückkehrerkreis gegeben hat, da war ich eingebunden, und das war meine Chance sozusagen, und das war erlaubt, dass ich zu diesen Treffen gehe.

B: Rückkehrer von Brasilien?

R: Ja. Zu der Zeit sind dann immer mehr Leute auch wieder zurückgekommen und die haben sich monatlich getroffen. Das war einfach einerseits für uns als Erfahrungsaustausch interessant, andererseits hat der damalige *Österreichische Entwicklungsdienst ÖED* das auch forciert. Wir waren ja Werbeträger für den Entwicklungsdienst schlechthin, begeisterte, erfahrene Leute und so. Aber das war für mich auch so ein Stück Heimat, wo ich einfach nicht so mit Haut und Haar mich da ausgeliefert gefühlt hab. Ein Detail am Rande: Es ist einfach auch mit Angst gearbeitet worden, wo man dann zum Beispiel gesagt hat: „Vermeidets doch jeden Kontakt mit Mädchen, Frauen, weil da ist es schon einmal passiert, dass ein angehender Novize sich da eingelassen hat und dann weggegangen ist.“ Nur zum Beispiel. Unter anderem auch mit so psychologisierenden Methoden hat man versucht, die Leute da zusammenzuhalten, und das war eigentlich nicht der richtige Kurs (*lacht*). [00:53:28-1](#)

B: Na! (*lacht*)

R: Um das zu akzeptieren. Das hat mich ja dann herausgefordert, ich hab gesagt: „Es kann nicht einen Gott geben, der so kleinlich ist.“

B: Ja. Aber es war jedenfalls für Sie die Möglichkeit, diese Berufsreife zu erlangen. Und ist das dann von der Kirche finanziert worden, diese Ausbildung?

R: Das war natürlich schon ein Vorteil, dass sie ein bissl drauf gehofft haben, dass wir eintreten, sei's als Bruder oder dass man später Theologie studiert. Und es war ja nicht so, dass ich da ganz abgeneigt gewesen wäre, es war schon eine gewisse Perspektive. Aber die Art und Weise hat mich halt dann ... Der eine Kollege zum Beispiel, über den ich hingekommen bin und der auch ein Entwicklungshilfekollege war, der in Bolivien eingesetzt war, der mit uns gleichzeitig die

Ausbildung gemacht hat, der uns da drinnen in Brasilien besucht hat und der – den müssten Sie interviewen –, wie der, wie wir den da, diese Schiffsfahrt und wie wir da das Schiff hinaufziehen haben müssen, der war da ganz entsetzt über diese Zustände.

B: Ah so!

R: Wie soll man denn sagen? An sich ein netter, starker Bursche, aber halt nicht so ein Bauernbub wie ich, der einfach vor nichts zurückschreckt (*lacht*), den hat das halt geschreckt, wie wir da gewerkt haben. Und der war da oben, und der ist dann tatsächlich Priester geworden und ist ein erfolgreicher Priester im Südburgenland unten. Ich meine, man kann die Sachen einfach unterschiedlich erleben und seinen Weg daraus gehen. Oder andere haben dann auch Theologie studiert, und auch der, der sich da auf dieses Spitzelwesen eingelassen hat, hat dann Theologie studiert. Ich hab eigentlich kaum mehr Kontakt zu ihm. Meine Geschichte war halt die, dass das für mich das Befreiungserlebnis war. Dann hab ich mir gedacht, nein, Theologie nicht. Also, die Prüfung hat ja dann nicht dort stattgefunden. Ich weiß nicht, ob Sie das System kennen? Die Prüfung findet ja dann an einer unabhängigen Universität statt, die Prüfung hat dann auf der Universität Innsbruck stattgefunden. Das haben wir schon gewusst, dass das so geht. Und es war dann eigen, aber das ist wieder ein Detail zu viel. Mein Kollege, der sich eben da auf das Spitzelwesen eingelassen hat – ich möchte ihn überhaupt nicht verurteilen, das ist einfach in diesem Zusammenhang –, zu dem wollte ich dann dort eher in Konfrontation gehen und sagen: „Liebe Leutn, so kann man das nicht machen.“ Und er hat gesagt, in der Situation, wo er jetzt ist, dass er das erkannt hat, hält er das psychisch nicht aus, in die Konfrontation zu gehen. Ist irgendwo auch verständlich. Und wir haben dann den Weg gewählt, dass wir zu Ostern fortgefahren sind und dann nimmer hingefahren sind. Und das muss man sich vorstellen, wir haben das wirklich so organisiert, da war wieder ein Entwicklungshelfer in Telfs mit einem minikleinen Auto, recht viel haben wir eh nicht dort gehabt, haben wir ja nicht gebraucht. Da haben wir unser Hab und Gut hinten hinausgeschwindelt, der ist weg, und wir haben die Bücher ein bissl auseinander gestellt, kein Mensch (*lacht*) hat überrissen, dass wir mit Sack und Pack zu Ostern heimgefahren sind und dann ein Briefl geschrieben haben, warum wir nicht mehr kommen. Dann haben wir schon ein Zimmer in der Universität oder dieser Kollege, glaub ich, der hat da wieder Bekannte gehabt, eh im Priesterseminar in Innsbruck oder so, irgendwo haben wir uns dort ein Zimmer organisiert und haben dann im Juni oder was die Prüfung gemacht – und die Sache war abgeschlossen.

B: Und gut gegangen alles.

R (*lacht*)

B: Super. Ziemlich spannend!

R: Das war schon ein Wahnsinn! Und wir haben dort den Brief geschrieben und dann war's aus.

B: Dann haben Sie wieder ein Kapitel abgeschlossen gehabt.

R: Das war ein wichtiges Kapitel, ja. War für mich sicher auch ein Reifeprozess. Und ich hab mich dann eben ...

B: Wie alt waren Sie denn da?

R: Na ja, mit 21 bin ich hinüber, drei Jahre war ich dort, war ich 24, dann zwei Jahre da oben, war ich 26, 27. Im besten Alter, nicht? Und dann war mir aber klar, Theologie studier ich nicht, das hab ich dann schon abgehakt. Das war eben auch interessant, dann hab ich mir gedacht, na ja, Psychologie wäre vielleicht interessant, aber entschieden hab ich mich dann für Pädagogik. Und da war wahrscheinlich eben die Literatur vom Paulo Freire ausschlaggebend, das durch und durch Pädagogische, Volkspädagoge in Brasilien.

B: Wie sind Sie auf den gestoßen?

R: Nachdem wir in Brasilien Entwicklungshelfer waren, und wir uns natürlich immer auch interessiert haben für entwicklungspolitische Fragestellungen. Und interessanterweise war's eben dann auch so, dass schon zu dem Zeitpunkt, wie wir zurückgekommen sind, 1969, das war ja diese Aufbruchsbewegung auch da, die Achtundsechzigerbewegung, die haben ja sehr kritische Elemente mit drinnen gehabt, und unter anderem auch das kritische Element der Kulturübertragung. O Schreck, o Graus, man kann ja nicht den Leuten dort eine Kultur aufzwingen! Mit dem sind wir natürlich auch dann konfrontiert worden: Ja, eigentlich war der Einsatz ja verkehrt, ihr habt's ja, das hat ja keinen Sinn, dass wir denen unsere Kultur aufzwingen, vereinfacht jetzt gesagt. 01:00:09-0 Und in dieser Diskussionsphase ist eben auch Paulo Freires Literatur aufgetaucht, und das hat mich halt unglaublich fasziniert. Und ich hab da immer schon relativ einen praktischen Standpunkt eingenommen und hab eben erklärt: „Liebe Leutln, nicht die Indianer waren schuld, dass sie sesshaft werden haben müssen, sondern die Europäer haben ihnen das Land weggenommen, haben sie abgeknallt oder vergiftet und so weiter, ihnen das Leben irrsinnig erschwert. Und daher ist es auch unsere Pflicht, ihnen in der Situation, in die wir sie gebracht haben, auch wieder zu unterstützen.“ Weil wenn da Viren eingeführt werden, vergiftete Lebensmittel, können sie sich mit den Naturheilmitteln nimmer helfen, da muss jetzt wirklich dann unsere Medizin wieder einschreiten, um da entgegenzuwirken. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass der Einsatz sinnvoll war. Natürlich gibt's viele, viele Fehlformen. Wenn man da jetzt riesige Traktoren hinstellt und was weiß ich, eine Technologie, die keiner braucht oder so wie natürlich unsere globale Situation heute

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

insgesamt ist, zuerst bringt man Technologie hin, vernichtet man die Kleinbauern und dann lässt man sie hängen, das ist ja unglaublich.

B: Und dann hat man Patente auf Saatgut und was weiß ich.

R: Und dann, wenn sie so richtig abhängig sind, sagt man: „Ja, ihr seids so arm“, und ein bissl Almosen gibt man wieder zurück.

B: Also dann war das Interesse für die Pädagogik geweckt.

R: Ich hab mich eben dann entschlossen, Pädagogik zu studieren, und gleichzeitig war in Wien eine neue Schule oder ein neuer Studienzweig eröffnet worden, die Jugendleiterschule.

B: Ah, das ist mir ein Begriff.

R: Die Jugendleiterschule am Wolfrathplatz, integriert in die PastoralassistentInnen-Ausbildung. Die Kapläne werden immer weniger, jetzt brauchen wir sozusagen in den Pfarren Jugendleiter und Jugendleiterinnen. Und der Peter Paul Kaspar, ein sehr fortschrittlicher Theologe, ist Leiter dieses Kurses geworden. Sein Anliegen war Gruppendynamik, Demokratieentwicklung. Man muss sich vorstellen: Bisher Klosterschule, nur Frauen, Pastoralassistentinnen wirklich so mehr im Sinne der Unterstützung, vorwiegend der Unterstützung in den Pfarren. Jetzt kommt ein neuer Ausbildungslehrgang, Burschen und Mädchen gemeinsam mit Gruppendynamik, mit Demokratieentwicklung. Das war ein unglaublich interessanter Lehrgang schon einmal von der Zusammensetzung her. Eben zum Beispiel ich, da muss ich dann schon, was weiß ich, 27 oder 28 gewesen sein, und weil's der erste Lehrgang war, waren mehrere so ein bissl ältere Semester, die aus irgendeinem Grund gesagt haben, Jugendarbeit, das ist ein Zukunftsberuf. Es war eine clevere Mischung von den Studierenden, auch wieder österreichweit, einfach eine interessante Mischung. Wir haben uns einfach derartig gut verständigt im Sinne von, wieder Achtundsechzigerbewegung, Konzilsbewegung, Gemeinwesenarbeit, selber die Sachen in die Hand zu nehmen, zu organisieren und beim Lehrplan mitzubestimmen und so. Es war einfach unglaublich. Ich bin dann dort eben auch aufgrund meiner Erfahrungen zum Gruppensprecher gewählt worden. Ich war Vormittag in der Jugendleiterschule, Nachmittag auf der Universität und zwischendurch haben wir Schulreform gebrütet (*lacht*). Und spannend war eigentlich auch noch, dass ich aufgrund meiner Herkunft, mich sehr emotional wohlfühle bei eher Konservativen, auch Klosterschwestern waren dort, und geistig voll mit den Revolutionierenden (*lacht*), die Aufbruchsbestrebungen. Und das gibt eine ziemliche Integrationskraft. Auch wieder Detail am Rande: Ich bin von Salzburg gewesen, ich bin dort geblieben aber die in der Nähe von Wien waren, sind einfach alle Wochenenden heimgefahren. Unser Lehrgang war mehr oder weniger weg, außer Klosterschwestern und so und Leuten, die von weiter weg waren. Die meisten

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

unseres Jahrgangs sind heimgefahren, und die anderen sind, auch die vom dritten Jahrgang, eher dageblieben. Am Wochenende war ich mit den Klosterschwestern und konservativeren Leuten unterwegs im *Apostelkeller* und so, und während der Woche war ich voll auf der Diskussionsebene mit den Fortschrittlichen. Es gibt ja immer in einer Gruppe Leute, die eher aus einem konservativeren Bereich kommen oder mehr das Bestehende erhalten wollen, und die anderen wollen alles überrumpeln. Da war ich halt sozusagen ein Vermittler, da bin ich selber irgendwie dazwischen gestanden. Das hat eine gewisse Kraft gegeben, dass man was weiterentwickelt, weil wenn man zu eindimensional was verändern will, verliert man ja auch die Wurzeln, oder wird man nicht mehr ernst genommen. Na, so war halt einfach in der Jugendleiterschule wirklich ein Wahnsinnsemanzipationsprozess für uns alle möglich und auch für mich möglich.

B: Und daneben, nachmittags, ist das Studium gelaufen?

R: Ja, Nachmittag ist das Studium gelaufen. Hab halt da mich wieder mit Paulo Freire vertieft, es war da eine Gelegenheit.

B: Ist das dort angenommen worden?

R: Na ja, das ist akzeptiert worden, als ein Teilbereich natürlich. Man hat ja immer seine Pflichtfächer und Freifächer und seine Möglichkeiten, nach eigenem Interesse Seminararbeiten zu schreiben. Ein besonderes Augenmerk war für mich dann Sozialisationsbedingungen. Die herauszuarbeiten, das hat mich selber so interessiert: Wie haben die Sozialisationsbedingungen von meiner Erziehung und von meiner Umwelt und von der Kirche und von der Politik, welche Werte sind in meiner Kindheit vermittelt worden, welche Werte waren da so in allen Sozialisationsinstanzen maßgebend. Also wie wird der Mensch, wie bin ich geprägt, und was gibt's dann für Möglichkeiten, aus dieser Prägung heraus neue Schritte zu setzen. Da hab ich dann auch einmal Paul Zulehner kennengelernt in der Katholischen Jugend, der hat dann das Modell der Kontrasozialisation, das hat mich dann sehr, sehr, sehr fasziniert. Sozialisation und Kontrasozialisation, das war dann ...

B: Das ist dann der Widerstand zur ...

R: Das ist dann die Veränderung, ja. Kontra, ja. Wenn ich weiß, wie das Verhalten geprägt wird, wenn ich die Prinzipien kenne, kann ich das Verhalten auch ändern. Die Prinzipien sind ja nicht alle falsch, sondern möglicherweise die Inhalte oder die Konstellationen oder die Zielsetzungen.

B: Weil auch Ressourcen drinnen liegen, die man dann besser nützen kann oder in einem anderen, in dieser Prägung liegen ...

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

R: Weil Sozialisation nach einer bestimmten Struktur erfolgt, und dass Veränderung ohne Struktur kaum möglich ist. Und wie schaut jetzt nicht nur der Inhalt aus, sondern auch die Struktur aus, dass es langfristig möglich ist, was zu verändern. Und ich meine, das war schließlich dann auch ziemlich wichtig für die Regionalentwicklung. Zwei Jahre hat die Jugendleiterschule gedauert, dann war das fertig, und das Studium hat ja vier Jahre gedauert, das hab ich gleichzeitig begonnen. Ich hab dann gleich nach der Jugendleiterschule die Möglichkeit gehabt, kurzfristig in so eine Jugendpastoralstelle zu kommen. Nahtlos, das war schon super. 01:10:01-5 Jugendleiterschule war von der Diözese finanziert und hab dort ja kein Einkommen gehabt, und beim Studium hab ich ein bissl, glaub ich, Studienbeihilfe gekriegt, dass ich halt in Wien überleben hab können. Und dann hab ich aber gleich einen Job angenommen, halbtags gearbeitet und dann halt dreiviertel. Das war kurzfristig Jugendpastoralstelle, die im Zuge auch dieser Jugendleiterschule und von Peter Paul Kaspar mitentwickelt worden ist. Und dann ist der Job von der *Katholischen Jugend Land Österreichs*, der Zentralsekretärsjob frei geworden, im selben Haus. Und da bin ich schwuppsdiwupps von einem Kammerl zum anderen gewechselt, weil ländlicher Raum sozusagen ...

B: Also, da haben Sie sich einfach beworben und die Stelle gekriegt?

R: Na sicher! Katholische, ich war ja da schon hoch im Kurs in der Phase (*lacht*).

B (*lacht mit*)

R: Das war da überhaupt keine Frage! Und das war eigentlich dann schon ein Traumjob von mir. *Katholische Jugend Land* österreichweit. *Katholisches Landjugendwerk* hat der Entwicklungsdienst geheißen, wie ich nach Brasilien gegangen bin. Ist aus der *Katholischen Landjugend* herausgewachsen. Der ist dann übergegangen in den *Österreichischen Entwicklungsdienst*, eine breitere Trägerschaft, wo dann *Männerbewegung*, *Frauenbewegung*, *Caritas* dazugekommen sind. Und in diese *Katholische Jugend Land*, wo ich in Großarl schon gearbeitet hab und wo ich dann als Entwicklungsdienst in einem Nebengleis in Brasilien war, in der Organisation darf ich jetzt arbeiten – als Zentralsekretär und österreichweit. (*lacht*) Wobei das eben dann so ist. Da gibt's natürlich die Gremien und den Zentralführungskreis und den Vorstand. Der Zentralführungskreis sind dann alle Beschäftigten in den Diözesen Österreichs in der *Katholischen Jugend Land*, pro Diözese zum Beispiel zwei oder drei bilden den Zentralführungskreis. Das managt halt der Zentralsekretär. Und dann gibt's halt den Vorstand, mit dem man gemeinsam die Weichen stellt.

B: Da waren Sie aber relativ jung für diese Aufgabe?

R: Nein, für so eine Jugendorganisation war's völlig normal. Da gibt's teilweise jüngere Leute,

die dann einfach von der Pfarre ins Dekanat, Dekanat in die Diözese kommen. Wenn ich jetzt schon einmal drei Jahre Sekretär in einer Diözese bin, bin ich ja gleichzeitig immer eingebunden österreichweit. Und dann wächst man halt auf einmal in die österreichweite Funktion hinein. Da hab ich dann das Wissen von Paulo Freire, das Wissen von der Entwicklungshilfe gebündelt einsetzen können und hab das, was Paulo Freire seine Bewusstseinsbildungsstrategie genannt hat, Alphabetisierungsstrategie in Brasilien, umgewandelt und vereinfacht und modelliert auf „aktivierende Befragung“ in Österreich. Und das war einfach ein irrsinnig interessantes Modell.

B: Was hat das bedeutet, aktivierende Befragung?

R: Na ja, in der Bildungsarbeit geht's ja immer darum, dass man schaut, wo steh ich mit meinen zu Bildenden, die Zielgruppe, und wo will ich hin, welche Ziele hat die Bildungsarbeit, und dann frag ich mich noch, Methoden und Wege, Strategien, wie ich da hinkomm. Und je besser ich die Ausgangslage kenne von meiner Zielgruppe, umso leichter kann ich ein Bildungsprogramm entwerfen, umso leichter kann ich sie einbinden in einen Emanzipations- und Bildungsprozess, in einen Aktivierungsprozess. Und wie lerne ich die Situation meiner Zielgruppen kennen, am besten kennen oder als eine mögliche Methode kennen? Indem ich einfach mit ihnen spreche, vereinfacht gesagt. Mich interessiere und ein Gespräch von einer halben Stunde bis drei Stunden führe, so wie Sie mit mir (*lacht*).

B: Ich hab keine pädagogischen Absichten.

R: Na ja, aber Sie wollen meinen Lebensentwurf irgendwie herauskriegen.

B: Mhm.

R: Und so wollten wir herausfinden, wie's den Leuten, wie's den Jugendlichen geht, und nicht nur, wie's den Jugendlichen geht, sondern in welchem sozialen, pädagogischen, politischen Zusammenhang stehen diese Jugendlichen in ihrer Gemeinde. Und wenn Sie das erkennen, dann können Sie dort auch wieder besser arbeiten, das heißt, ein Reflexionsprozess eigentlich über meine Sozialisations- und kulturellen und politischen Lebensbedingungen. [01:15:55-2](#) Aber die aktivierende Befragung war dann einfach ein System, wo wir uns zwei Wochenenden drauf vorbereitet haben, und die Vorbereitung war so aufgebaut, dass man sagt, okay, man möchte am Beispiel eines kleinen Dorfes oder auch am Beispiel einer Jugendgruppe herausfinden, was haben diese Jugendlichen für Interessen und Bedürfnisse. Und um diese Interessen und Bedürfnisse herauszufinden, ist es ganz gut, wenn ich mir ein bissl ein Gerüst überleg, wie das gehen kann. Nicht nur einfach hingehen und sagen: „Wie geht's?“ – „Na, mir geht's gut oder schlecht“, und das Interview ist aus. Erstens einmal Fragetechnik, nondirektiv – das führt jetzt zu weit, das kann man ja dann irgendwie nachlesen –, und zweitens einmal sich wirklich einlassen

auf die Situation. Nicht was hineinragen wollen, sondern versuchen, das zu erfassen, was die Jugendlichen wirklich an Interessen haben. Und wie komm ich jetzt zu den Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen? 01:17:10-5

Ende Teil 1, Beginn Teil 2

Ja, und da haben wir uns eben dann überlegt, wie man diese Situation erfassen kann und geschaut, in welchen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ist der Jugendliche drinnen. Dass man Fragen stellt zur Erziehung, Fragen stellt zur Kirche, Fragen stellt zur Wirtschaft, Fragen stellt zur Politik, und dann, was mir halt jetzt so einfällt. Aber in welchem strukturellen Zusammenhang steht ein Jugendlicher drinnen, was sind seine Lebensbezüge. Wenn ich das vorher reflektiere und mir denk, alle diese Fragen möchte ich antippen, damit ich nicht einen Lebensbereich vergesse, das war die Vorbereitung. Aber dann ist es so offen. Es ist immer relativ leicht, bei seinem eigenen Leben anzusetzen, was ihn interessiert, was er macht, was er studiert hat, und dann kommt er automatisch, was weiß ich, zu seinem Verhältnis zu den Eltern, und dann kommt er zur Schule oder zur Politik. Und dann kann man aber jederzeit zwischen diesen Bereichen noch einmal vertiefen, Weil man dann später erst wieder auf was draufkommt. Und je länger das Gespräch dauert, umso offener wird man, umso erzählfreudiger. Und wir haben einfach die Erfahrung gemacht, dass die Leute unglaublich gerne erzählen, wie's ihnen geht, wenn man ihnen die Möglichkeit gibt. Dann haben wir gesagt, wir brauchen mindestens zwölf bis achtzehn TeilnehmerInnen, denn sonst ist das zuwenig aussagekräftig. Und dann fährt man eben hinaus in die Gemeinde, in diesem Dorf wird das vorbereitet, am besten ist das ein Dorf, wo eben ein Teilnehmer sowieso zu Hause ist. Der kann dann mit dem Pfarrer, mit dem Bürgermeister und so weiter den Kontakt herstellen, gemeinsam mit der Leitung, mit mir zum Beispiel, also als Leiter des Kurses. Und dann gehen wir los, befragen die Leute, drei, vier Tage intensiv, jeden Tag geht eh nicht recht viel mehr als drei bis vier intensive Gespräche, aber es verdichtet sich. Wie geht's den Jugendlichen, und wie geht's den Eltern dieser Jugendlichen, wie geht's in der Landwirtschaft? Und wir haben aber dann nicht nur die Zielgruppe „Jugendliche“, sondern auch die Zielgruppe der Gemeindepolitiker, die Zielgruppe der SeniorInnen auch mit hineingenommen, oder Wirtschaftstreibenden, damit man ein Bild von Gemeinde kriegt. Wie geht's den Jugendlichen, das ist der Schwerpunkt, aber eine Jugend ist nicht losgelöst von der Wirtschaft, von der Politik, von der Kultur und so weiter. Und das ist dann zusammengetragen worden, dann Hauptaussagen gebildet worden: Die meisten Jugendlichen sind der Auffassung, dass eben ... Es ist zum Beispiel herausgekommen, dass ein Jugendraum fehlt. Die meisten haben eine Aussage getroffen, dass zuwenig Arbeitsplätze da sind, dass sie pendeln müssen; dass sie nicht wissen, was sie nachher machen, und so weiter. Es gibt Sachen, die sehr klar auf

der Hand liegen, und dann gibt's halt Sachen, die sind sehr differenziert und sehr unterschiedlich. Aber ich meine, durch diesen Prozess wird erstens denen, die diesen Prozess durchführen, selber klarer, wie das Leben in so einem Dorf funktioniert, in jeder Hinsicht, strukturell und so und auch, wie Gemeindepolitik ein bissl funktioniert. Und wir haben dann dieses Ergebnis zusammengefasst und den Gemeindepolitikern und der Gemeindebevölkerung präsentiert. Das bringt natürlich schon ein bissl einen Stress mit sich. Natürlich kann man auf eine falsche Fährte kommen. Aber wir haben auch die Leute vorbereitet, wir haben versucht, das Beste draus zu machen, sie haben die Möglichkeit, das auch zu ergänzen, zu korrigieren. Und es war erstaunlich, was herausgekommen ist! Und es war auch dieser Aktivierungsprozess unter den TeilnehmerInnen und wie man da immer sicherer geworden ist über gewisse Grundergebnisse. Und das hat uns einfach beflügelt. Nicht ein Seminar im geschlossenen Raum, sondern wir gehen hinaus und wir befragen die Leute und präsentieren ihnen das und schauen dann auch, was könnte man daraus machen.

B: Da sind Sie von den Gemeinden beauftragt worden?

R: Nein, wir haben uns selber beauftragt (*lacht*). Na, wenn die Gemeinden nicht wissen, dass es uns gibt (*lacht*)? Haben wir versucht, eben die Bürgermeister und Pfarrer halt zu überzeugen, dass es sinnvoll ist, dass man mit Jugendlichen, mit eigenen Jugendlichen, verstärkt durch *Katholische Jugend*, einer renommierten Organisation, eine Befragung macht. Aber Sie haben schon recht, es war nicht so, dass das von jedem Bürgermeister so gewünscht war, weil sie immer eine Angst haben. Natürlich, Politik ist halt Politik und man kann nicht auf alle Rücksicht nehmen und man weiß genau, dass es immer Unzufriedene gibt. Weil manches Mal macht man halt ein bissl Parteipolitik, und man hat eigentlich schon ein bissl Angst, dass was herauskommt, was nicht so gewünscht ist. Und da war halt meine Anregung für die Bürgermeister, meistens Bürgermeister:

B: Das ist auch heute noch so (*lacht*).

R: „Schaun S'“, hab ich gesagt, „wenn's im Hintergrund irgendwo brodeln und Sie wissen's nicht, dann ist das letztlich für Ihr Gemeindeleben und für Sie selber viel, viel schädlicher als wie das kommt einmal heraus und Sie können dazu Stellung nehmen.“ Ich meine, eigentlich sehr plausibel. Und letztlich haben sie gesagt: „Machen wir's halt.“ Ich meine, wir haben halt auch Kontakte genommen, wo ein gutes Verhältnis zur Gemeinde schon von vornherein da war.

B: Jetzt nur zur Orientierung: Jetzt war Ihr Dienstposten in Wien, und Sie sind in die Region rausgefahren.

R: Ja, genau, ja.

B: Und hat sich da schon das Waldviertel als Region abgezeichnet?

R: Damals noch überhaupt nicht, sondern einfach, wo halt sozusagen initiative Gruppen waren. Und, ich meine, wie wir das dann ein Mal durchgeführt haben, waren ja die Leute, die dabei waren, so begeistert. Das haben wir zum Beispiel in einer Gemeinde gemacht in Amstetten, und dort waren eben Jugendliche dabei, und dann ist herausgekommen, ein Jugendzentrum, das wünschen sich neunzig Prozent. Zack, und das ist dann auch umgesetzt worden.

B: Super!

R: Und dann haben andere gesagt: „Das könnten wir in unserer Gemeinde auch machen“, Leute, die dort wieder dabei waren, was weiß ich, von der Steiermark. Weil es war immer österreichweit, das ist das Interessante. Ganz als Erstes haben wir's in Mürzzuschlag gemacht, da haben die Sekretäre von der Steiermark aus irgendwelchem Grund Zugang gehabt, gute Jugendgruppen oder so. Machen wir in Mürzzuschlag, ja, zack. Und dann haben wir's halt gemacht. Das war eigentlich sehr offen, wo halt einfach initiative Leute waren. Wir haben ja dann weiterentwickelt zusätzlich zu den aktivierenden Befragungen einen Sommereinsatz am Bauernhof, weil *Katholische Jugend Land* heißt ja nimmer, dass das alles bäuerliche Jugend war. Die bäuerliche Jugend ist immer weniger geworden, und die Jugend am Land, einfach Jugendliche, die von Lehrern, Angestellten und so weiter, halt am Land leben, haben ja keinen bäuerlichen Bezug mehr. Und da hat's irgendwie das Interesse gegeben, das bäuerliche Leben näher kennenzulernen. Jetzt haben wir einen Arbeitseinsatz bei Bauern organisiert, zum Beispiel in Plankenstein. Und das hat so funktioniert: Ich glaub, vierzehn Tage, wenn ich mich recht erinnere, halbtags bei den Bauern arbeiten, wirklich Hofarbeit, halbtags Freizeitgestaltung beziehungsweise Reflexionsphase. Und wir haben dieses Arbeiten und Reflexionsphase wieder verbunden mit aktivierenden Methoden, Befragungsmethoden, und haben gesagt, es ist viel interessanter, wenn ihr dort nicht nur arbeitet, sondern einfach Fragen stellt: „Wie geht das und wie ist das? Und wie ist es in der Kultur, und wie ist es in der Kirche?“ Und das waren einfach sehr inhaltsreiche und interessante Erfahrungen, die die Leute bei der Arbeit selber gemacht haben und in der Diskussion, im Gespräch gemacht haben, wo sie ein bissl einen Impuls gekriegt haben, wie sie das vertiefen können. Und das haben wir halt dann wieder diskutiert. Das war auch eine Methode, die irrsinnig gut angekommen ist, fast jedes Jahr dann gemacht. Und letztlich hab ich aber dann mitgewirkt, dass eine Ausbildung entwickelt worden ist bei der *Katholischen Jugend Land*, weil das Problem in der Jugendarbeit ist, dass so ein rascher Wechsel ist. Da wird wer kirchlicher Jugendverantwortlicher in der Pfarre, dann wird er's in der Diözese, und dann wird er 24, 25, dann heiratet er und hat einen Beruf oder studiert und ist weg. Es ist ein Rhythmus von drei Jahren, wenn überhaupt. Einmal vier, einmal fünf. Das heißt, man

ist angewiesen, dass man sehr rasch die Leute informiert, wie kann man bestmöglich in der Jugendarbeit arbeiten. Und da hab ich dann eben gemeinsam erfunden auf meine Anregung hin, einen „Monatskurs“ für hauptamtliche MitarbeiterInnen, entwickelt, und den hat's dreißig Jahre hindurch gegeben.

B: Na geh!

R: In einer sehr ähnlichen Konstellation, weil der einfach auf einer Basis aufgebaut hat, die so einfach und so zielführend war. In kurzen Worten: Ein Bestandteil davon, wenn man jetzt Jugendarbeit hernimmt und pädagogische Arbeit in der Jugend, geht's darum, dass man weiß, welche Interessen haben die Jugendlichen, was ist die Ausgangslage dieser Jugendlichen. Was will ich mit diesen Jugendlichen erreichen, was sind unsere Zielvorstellungen, und wie sind der Weg und die Methoden dahin. Und da haben wir uns gedacht, okay, um die Ausgangslage kennenzulernen, machen wir aktivierende Befragung, jeweils in einer anderen Gemeinde, wirklich als Motivationsschub, Erkenntnisschub, als Aktivierungsstrategie. Dann machen wir eine Woche Zielfindungsdiskussionen, was wollen wir aus dem machen, wo wollen wir hin gemeinsam, was sind erstrebenswerte gesellschaftliche oder pädagogische Ziele. Und dann setzen wir uns eine Woche auseinander über Strategien und Wege, wie wir von der Ausgangslage zum Ziel kommen.

B: Alle gemeinsam wieder.

R: Das ist der Kurs, der Monatskurs. Und dann sind wir halt auch noch in der *Katholischen Jugend*, da sollte es dann auch noch einen theologischen Teil geben, einen sehr, was weiß ich, konzilsorientierten. Und weil das eben so war, Ausgangslage, Ziel, und Weg zum Ziel, und weil das in einem Monat möglich ist, in diesem Monat ist ein unglaublicher Diskussionsprozess für die einzelnen Leute passiert. Gruppendynamische Prozesse, das hat die Landjugend wirklich lange Zeit einfach sehr stark beflügelt. Ich hab aber selber nur den ersten Kurs geleitet.

B: Aber da sind Sie jetzt ungefähr dreißig oder kurz vor dreißig, und Sie sind einerseits organisatorisch und strategisch tätig, aber auch leiten Kurse in der Erwachsenenbildung und haben das Studium nebenbei. Ist das ...

R: ... die damalige Situation, ja.

B: Stimmt das so?

R: Ja, dazu kommt, meine Frau hab ich dann kennengelernt am Ende der Jugendleiterschule. Sie ist dann auch als Sekretärin der Landjugend tätig gewesen, sie hat dann mehr die organisatorische Arbeit gemacht und ich hab halt mehr diese konzeptionelle gemacht. Ich war

dann drei Jahre bei der *Katholischen Jugend Land*. Zuerst waren die aktivierenden Befragungen, dann die Dorfeinsätze, neben dem allen anderen, was weiß ich, strategischen und koordinatorischen Aufgaben –, und am Schluss, das letzte Jahr war dann dieser Monatskurs. Und dann haben wir mindestens schon vier, fünf aktivierende Befragungen und ein paar so Urlaubseinsätze gehabt, Arbeitseinsätze gehabt, und da ist halt bei mir erstens schon Dreijahres-Rhythmus, Entwicklungshilfe, es drängt nach Erneuerung; zweitens, ich hab festgestellt, obwohl diese Befragungen so unglaublich befruchtend waren, hat sich hintennach, wenn wir das Dorf verlassen haben, nur in Einzelfällen was geändert. Obwohl wir, sagen wir jetzt, zwanzig interessante Ansatzpunkte herausgearbeitet haben, ist es mehr oder weniger außer ein paar Sachen beim Alten geblieben. Und das hat mich dann interessiert, das hat mich dann sehr herausgefordert und hab gesagt: „Was ist denn da los?“ Jetzt sind die Leute da, sind begeistert, präsentieren und dann bleibt alles beim Alten. Also was ist die Ursache, dass diese Struktur, in der so eine Gemeinde drinnen ist, Jugendliche drinnen sind, junge Erwachsene, die wirklich was ändern wollen – warum schaffen wir das nicht, diese Strukturen zu verändern? Oder so schwer. Und da hab ich mir dann gedacht, auch im Sinne von Kontrasozialisationsmodell, auch im Sinne Gemeinwesenarbeit, hat mich dann auch sehr interessiert. Ich meine, Paulo Freire ist ja im weitesten Sinn Gemeinwesenarbeit, aber da hab ich dann eben nicht nur ihn studiert, sondern halt auch die Gemeinwesenarbeit von den USA und England ausgehend. Das Grundprinzip ist immer, dass die Betroffenen selber ihre Situation erkennen und durch gemeinschaftliche Selbsthilfe Lösungen erarbeiten und umsetzen. Das ist das Grundprinzip der Gemeinwesenarbeit. Und die aktivierende Befragung ist ein strategischer Bestandteil dieser Gemeinwesenarbeit. Aber es ist noch zuwenig, die Situation zu kennen, wenn man nicht die Strukturen hat, wie man das jetzt in einer Gemeinde weiterverfolgt. Und das ist mir dann sehr klar geworden, und ich hab mir gedacht, na ja, die Konsequenz aus dem heraus ist, dass ich den Job als Zentralsekretär aufgabe, nämlich hinauszufahren zu den Leuten, eine Woche mit ihnen zu verbringen oder einen Arbeitseinsatz von vierzehn Tagen und dann wieder weg zu sein und die Leute dort allein zu lassen im Wesentlichen. Ich möchte in ein Gebiet, ich möchte einen Arbeitsplatz in einem Gebiet, wo ich Untersuchungen mach, am Ball bleib und schau, ob sich da was machen lässt. Und damals, das war dann 1978, hat's alles das, was es heute zu Hunderten gibt an Regionalentwicklungsstrategien, noch nicht gegeben: Regionalbetreuung, Arbeitsmarktbetreuung, Umweltbetreuung, Regionalmanagement und wie das alles heißt. Alle diese neuen Berufe müsste man einmal zusammenzählen, die hat's alle nicht gegeben. Das heißt, es hat keine bezahlte Funktion gegeben, als quasi Regionalentwickler in ein Gebiet zu gehen. Noch dazu hat's dazumals nur die traditionelle Regionalpolitik von oben nach unten gegeben mit Waldviertelplänen und Industrieansiedelungen. Daher hab ich mir

gedacht, zu was hab ich Jugendleiter gelernt, ich bewerbe mich als kirchlicher Jugendleiter, und als kirchlicher Jugendleiter hat man ein Dekanat zur Verfügung. Ich hab ein Briefe an den Pastoralamtsleiter in St. Pölten geschrieben: „Anton Rohrmoser, er war Entwicklungshelfer, war jetzt in der *Katholischen Jugend Land* und ich möchte jetzt als Jugendleiter in einem strukturschwachen Gebiet arbeiten.“ Das war halt mein Wunsch. Und ich hab da auch das Pielachtal angepeilt. Siehe da, kommt zurück: Jaja, es besteht Interesse, allerdings ist es so, im Waldviertel, im Dekanat Zwettl hört der Jugendleiter auf und ob ich da hingehen möchte. War für mich okay, einen Pfarrhof haben sie mir als Wohnung angeboten, zuerst in einem, dann hab ich einen anderen gesehen, der noch irgendwie interessanter war. Die Stelle hab ich angenommen. Meine Frau hat dann noch eine Zeit bei der *Katholischen Jugend* gearbeitet, sie war schwanger, und sie wollte dann noch bis dahin beim Arbeitgeber bleiben und ist dann eben nachgezogen. 1978 bin ich nach Marbach am Walde in einen wunderschönen Pfarrhof gezogen mit der Familie. 00:20:15-0

B: Wie viele Kinder waren denn da schon?

R: Es war eben nur das Erste unterwegs.

B: Das Erste.

R: Ist dann im April zur Welt gekommen, vor dreißig Jahren. Und das war natürlich jetzt mein Handlungsraum. Ländlicher Raum, Pfarrhof, Jugendarbeit! Wobei natürlich: Eigentlich von der Zentralstelle war's ein Abstieg in gewisser Weise, das fällt mir grad ein. Wenn man Zentralsekretär von der *Katholischen Jugend* ist und da Ausbildungen konzipiert und durchführt, und dann geht man sozusagen an die Basis zurück, an ein Dekanat zurück, nicht einmal in eine Diözese, das ist ja eigentlich die dritte Stufe nach unten. Aber ich war einfach voll motiviert. Was hab ich gemacht? Als Erstes, und die Jugendleiterschule natürlich im Hintergrund, hab ich dann schon Pädagogik unterrichtet, jetzt war ich da auch noch einmal eingebunden. Und natürlich hab ich dann die Leute von der Jugendleiterschule sofort engagiert, dort hat es sich auch herumgesprochen, dass aktivierende Befragung so eine tolle Methode ist, nur halt im Rahmen von Pädagogik, ich weiß nicht, wo ich das gemacht hab, eine aktivierende Befragung in Marbach am Walde. Obwohl ich schon so viel gemacht hab, war mir bewusst, wenn ich jetzt da anfang zum Arbeiten, dann muss ich's da noch einmal machen. Und obwohl ich schon viel gewusst hab vom ländlichen Raum und Situationen und schwierigen Situationen in Landwirtschaften, alles drum herum, dort, wo man lebt, diese Befragung zu machen, und mit den Leuten ganz konkret ins Gespräch zu kommen, ganz konkret dann mit dieser Präsentation das miteinander zu diskutieren. Dann haben wir nicht nur eine Befragung in Marbach gemacht, dann haben wir eine Befragung in Rapottenstein über den Entwicklungsdienst organisiert. Das

sind lauter Gemeinden in meinem damaligen Dekanat. Dann eine Befragung in Langschlag, wieder über diesen Monatskurs. Das hab ich eben dann nimmer selber geleitet, aber die Befragung hab ich organisiert. Die Situation hat sich einfach so verdichtet noch einmal, jetzt mit den Leuten, die da gewohnt haben. Eben in Langschlag der damalige Jugendleiter oder Gruppenleiter halt von der Pfarre, der war so begeistert, der ist dann später in die Jugendleiterschule gegangen, hat sein Mechanikerdasein aufgegeben. Die Jugendarbeit war – die Diözese war der Arbeitgeber – mein Auftrag. Ich hab den Auftrag aber bewusst so verstanden, dass Jugendarbeit erstens nach dem Konzil so sein soll, dass es nicht nur darum geht, die Leute in die Kirche zu bringen, sondern ihre Lebenssituation zu erfassen, mit ihnen was zu verändern. Und zweitens war halt mir Gemeinwesenarbeit die eigentliche Motivation. Und ich hab dann eben, um dem Arbeitgeber gerecht zu werden, wirklich meine Jugendgruppen aufgebaut in den Pfarren, eine Zeitung herausgegeben, Dekanatsteam gut geleitet, geführt und kleine Seminare veranstaltet. Sozusagen Jugendarbeit, wie sie im Buche steht, um ja keine Nachrede zu haben, dass man da was vernachlässigt. Aber mein Herz ist bei der Gemeinwesenarbeit gewesen, und hab dann nach den Gruppen-, Jugendstunden, die ja eher Jugendliche von vierzehn bis achtzehn vor allem betreffen – ja, was hat man da für Probleme: Partnerschaftsprobleme, Berufsfindungsprobleme, alles okay, darf sein, muss sein, gehört besprochen und so –, aber dann hab ich gesagt: „Und wer von den Älteren hätte Interesse bei einem, auch so im Sinne von Diskussion der Probleme im ländlichen Raum mitzuarbeiten?“ Und da hab ich dann die Bierdeckeln genommen und hab da die Adressen drauf geschrieben. Der Hans Hörth hatte da Interesse, dann der und so weiter. Gleichzeitig war es so, dass 1978, wie ich hingekommen bin, es die *Österreichische Bergbauernvereinigung* gab. Die hatte mein Bruder aufgebaut. Mein Bruder war mit mir in Brasilien gewesen, war zurückgekommen und ist Diözesansekretär von Salzburg geworden, auf Diözese-Ebene, er war aber in einem Arbeitskreis „Land“ damals schon auf Bundesebene eingebunden. Genau vor meiner Zeit, wie ich gekommen bin, hat er dort aufgehört. Er hat seine kirchliche Jugendarbeit in Salzburg schon so ausgelegt gehabt, dass er dann im Rahmen dieser Zeit Maschinenringe gegründet hat, um Geld zu sparen in der Landwirtschaft, um gemeinschaftlich etwas zu erarbeiten. Er hat Bauern österreichweit über die Landjugend organisiert. Er ist dann direkt übergestiegen von der Jugendarbeit in den Aufbau einer neuen Bauernorganisation, nämlich eben der *Österreichischen Bergbauernvereinigung*. Die waren da grad in einer sehr interessanten Aufbauphase, sie haben ein Seminar in Strobl organisiert über das Agrarsystem Österreichs. Dort haben zwei Wissenschaftler vom IHS, Günter Scheer und Josef Krammer eine Studie über das Agrarsystem gemacht und haben das dort präsentiert. Und wer ist dort? Ich vom Waldviertel mit drei Leuten. Im September hatte ich dort angefangen und im Oktober, November wird das

Seminar gewesen sein, hab gleich Waldviertler mit zu dem Seminar genommen. Da war der Hans Hörth dabei zum Beispiel. Und das Seminar war so unglaublich spannend und interessant. Muss man wieder bedenken, 1978, was hat man dort für ein Wissen gehabt über die Zukunft der Landwirtschaft und was hat man heute für ein Wissen über diese Entwicklung. Dazumals war relativ noch so ein Verständnis da, die Landwirtschaft wird in etwa so weitergehen, wie's ist. Natürlich gibt's immer Veränderungen, aber nicht so dramatisch. Und die haben hochgerechnet, wie sich der Markt in der Landwirtschaft entwickeln wird. Wie die Belgier sich mit ihrer großen, mit ihrer industriellen Landwirtschaft auf uns auswirken werden, wenn in dem Ausmaß die Produkte vermehrt werden, landwirtschaftliche Produkte, die Quantität gesteigert werden kann. Dass es da noch ein unglaubliches Potential zur Quantitätssteigerung der landwirtschaftlichen Produkte in der Landwirtschaft gibt, aufgrund der Technik, aufgrund der Spritzmittel und so weiter. Und das Wichtige war ja jetzt: Was bedeutet das für die Bergbauern, die weder technisch mitkönnen noch finanziell mitkönnen noch vom Boden mitkönnen. Die können in dieser Entwicklung, in dieser Massenproduktionsentwicklung nicht Schritt halten. Je mehr Masse, je niedriger der Preis. Der eine kann das immer mit Technik noch aufwiegen in irgendeiner Form, und die Kleinen sterben und die Großen bleiben über. Diese Erkenntnis ist für uns wie von Schuppen gefallen: In der Landwirtschaft hat man in der Massenproduktion keine Chance, in der bergbäuerlichen Landwirtschaft hat man in der Massenproduktion keine Chance. Na was, wie kann man dann überleben? Man kann nur überleben, indem man in die Qualität geht, aber da war niemand da, den das interessiert hat oder das vermarkten wollte, wenn man in die Veredelung geht. Und wenn man in die Qualität und in die Veredelung geht und niemand da ist, der das kauft, muss man es selber vermarkten. Also (*lacht*), ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können?

B: Ja! Das ist ja so spannend geschildert.

R: Da ist man jetzt in einem Berufszweig drinnen und man sieht, als Bergbauer hat man keine auf längere Sicht Existenzchance. Aber auf einmal denkt man sich: Vielleicht gibt's doch einen Weg? Wir gehen in die Qualität, wir gehen in die Veredelung, und wir müssen allerdings die Sachen selber vermarkten, denn damals gab es noch keine Vermarktung. Die Kenntnis der landwirtschaftlichen Situation haben wir ja in etwa auch gehabt, aber diese Hochrechnung war auch für mich neu. Und diese Hochrechnung hat mir einfach wieder, wie beim Kloster oben, die Schuppen von den Augen geholt, in welche Richtung das geht. Und je klarer dass es mir war, in welche Richtung man gehen kann oder soll, oder dass eigentlich das der Weg ist, umso zielsicherer geht man das an. Und da waren eben ein paar Kollegen vom Waldviertel dabei. Die Folge daraus war, dass wir dann auch mit Hilfe der *Bergbauernvereinigung*, die ein Büro in Wien

gehabt hat, bereits das Jahr drauf eine Kartoffelaktion „Waldviertel-Wien“ gestartet haben, ungespritzte Waldviertler Kartoffeln direkt zu den Konsumenten.

B: Wohin? Am Naschmarkt war das dann?

R: Na ja, wir haben uns müssen die Vermarktung selber aufbauen, das war jetzt die große Herausforderung. Einerseits, ich hab ja dazumals unterrichtet in der Jugendleiterschule, und der dritte Jahrgang dieser Jugendleiterschule hat Pfarrpraktika in Wien gemacht. Und analog zu diesen „Dritte-Welt-Märkten“ – ich weiß nicht, ob Sie das kennen? Die EZA-Produkte werden in allen Pfarren fast angeboten oder Aktionen gemacht –, Ich hab mir gedacht, jetzt motiviere ich den dritten Jahrgang, sie sollen einen Flugzettel in der Pfarre aufhängen und schauen: „Ungespritzte Waldviertler Kartoffeln sind bei uns erhältlich“, da gibt's schon irgendeinen kleinen Lagerraum im Pfarrhof. Das war eine Möglichkeit. Das andere war eben der Spittelberg, was heute dieser bekannte Spittelberg ist, war dazumals völlig unbekannt, hat die ÖBV ein Büro gehabt und dort haben wir's zwischenlagern können und verkaufen. Na, aber eben auch der eigentliche, damit's ein bissl größere Mengen sind, haben wir uns ausgedacht, wir fahren mit einem LKW vom Waldviertel in die Großfeldsiedlung, machen dort eine Flugblattaktion, stecken's hinein bei den Postkästen: „Am Freitag um 15 Uhr kommt ein LKW mit ungespritzten Waldviertler Kartoffeln vorbei.“ Und dann sind halt die KonsumentInnen aus den Wohnungen heraus und haben uns da ...

B: Sind wirklich gekommen?

R: Sind wirklich gekommen, aber halt nicht in den Massen, wie man Kartoffeln hat. Aber letztlich ist es uns doch gelungen, 50.000 Kilo Kartoffeln zu vermarkten über diese Wege. Ziemlich mühsam, aber was das bewirkt hat, ist: Die Bauern haben vom Lagerhaus achtzig Groschen gekriegt, wir haben die Kartoffeln dort um zwei Schilling verkauft. Nur, um so einen Preisvergleich, oder ein bissl mehr, da ist vielleicht der Transport auch noch mitgezahlt worden. Das heißt, die Bauern haben einen Schilling mehr für das Kilo Kartoffeln gekriegt als sonst. Wir haben mit Kleinbauern zusammengearbeitet, denn mit den Großen hätte das eh keinen Sinn gehabt und sie haben auch keine Ungespritzten gehabt. Wenn jetzt ein Bauer 5.000 Kilo Kartoffeln über uns vermittelt hat, hat er 5.000 Schilling mehr gehabt, und das war ein ordentliches Geld, was man jetzt für die Kartoffeln mehr erzielt hat. Natürlich hat man mithelfen müssen aufladen und dort abladen und hin und her, aber einfach interessant. Aber natürlich, was dann war, die Kartoffeln sind gut angekommen und dann haben die gesagt: „Gibt's was anderes auch? Gibt's ein Brot, gibt's ein Gselchtes?“ Und dann war es so, dass die *Bergbauernvereinigung* wieder, die war eben so umtriebiger, und hat eine Ausstellung in Wien organisiert: „Bergbauern gehen neue Wege und suchen neue Verbündete.“ Hat mein Bruder mit

seinen Kollegen da organisiert.

B: Guter Titel.

R: Im ersten Bezirk, großes Zelt. Kreisky ist vorbeigekommen, hat sich das angeschaut, und Politik und Wirtschaft und so. Aber die Hauptansprechpartner waren die Konsumenten: „Bergbauern gehen neue Wege und suchen neue Verbündete.“ Und dort ist dann auch ein Fragebogen aufgelegt worden und auch Produkte vermarktet worden, ob Konsumenten Interesse hätten, dauerhaft Produkte von den Bauern zu beziehen. Ich meine, es hat schon immer den Naschmarkt gegeben und gewisse Leute haben immer schon Produkte von den Bauern gekauft. Aber nicht jetzt so in dem allgemeinen, großen Stil und vor allem nicht vom Waldviertel so sehr, vielleicht von einzelnen Bauern. Na, und da haben sich einige Konsumenten – und da ist auch gestanden: „Wollen Sie Produkte haben?“ – „Wollen Sie bei einer Vermarktungseinrichtung mitarbeiten?“, und so weiter –, und aus dem heraus hat sich eine Konsumentengruppe gebildet. Eh wieder natürlich der Günter Scheer, der da Referent in Strobl war, war da auch in diesem Konsumententeam. Es kommen ja alle Leute dann wieder in einer irgendeiner Form zusammen. Und der Sekretär von der *Bergbauernvereinigung* unten in Wien war da involviert, aber natürlich auch ganz neue Leute. „Ja, wir wollen bäuerliche Produkte!“ Ich hab heroben meinen Arbeitskreis „Land“ gehabt, wir haben dann sozusagen eben mit dieser Kartoffelaktion, das hat dieser Arbeitskreis „Land“, unter dem Titel hab ich das neben der Jugendarbeit dann so aufgebaut. Aber wir haben ja auch Kulturarbeit gemacht, wir haben ein Theaterstück geschrieben: „Hans in der Klemme – wer hilft?“ Da haben wir sehr kritische Thesen über Raiffeisen hineingebracht. Raiffeisen drahrt sich im Grab um, wenn er wüsste, was aus seinem Projekt der Selbsthilfe gemacht worden ist. „Verständige Leute haben es verstanden, Raiffeisens linkes Gedankengut mit rechter Geschäftstüchtigkeit zu kreuzen und einen grünen Riesen zu gebären.“

B (*lacht*): Wah!

R: War schon beinhart. Da haben wir kulturell gearbeitet, und das Theaterstück ist dann auch dort und da aufgeführt worden, nur dass Sie sehen, es ist nicht nur um die Kartoffelaktion gegangen, aber das ist sozusagen so das Handgreifliche, das finanziell Interessante. Und das war jetzt wieder für die Gemeinwesenarbeit und für die Bildungsarbeit. Es ist ziemlich schwer, die Leute zur Bildungsarbeit zu bewegen, aber wenn diese Bildungsarbeit dann einen wirtschaftlichen Vorteil auch noch bringt, hat das eine irrsinnige Zugkraft. Und, nur zum Beispiel, eben bei diesem Aufbau der neuen Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaft – sonst weiß man nicht, was man jetzt, na, welches Thema behandeln wir denn jetzt, dass uns wieder Leute kommen. Ist oft sozusagen die Frage in der Bildungsarbeit –, und wie wir begonnen haben mit

dieser Kartoffelaktion und anschließender Vermarktung und Veredelung: Es sind so viele Fragen auf uns hereingebrochen! Wie organisieren wir den Transport? Wie mach ich ein Brot, das den Kriterien von den Konsumenten und den Richtlinien entspricht? Und wie mach ich ein Geselchtes, das diesen Lebensmittelrichtlinien entspricht? Weil da ist natürlich vorgekommen, da war ein Geselchtes rußig. „30.000 Schilling müssen Sie zahlen, wenn das einmal noch vorkommt!“

B: Ah so?

R: Ja, Einschüchterung. Und wo soll man vom Punkt null auf die Qualität kommen? Eine Qualität für einen Familienbetrieb und eine Qualität für den Wiener Konsumenten oder insgesamt Konsumenten, da sind halt auch Häuser dazwischen. Und da haben wir Selchseminare organisiert, wir haben Kollegen, einen Freund hab ich gehabt in St. Jakob im Gailtal, seine Eltern sind angereist nach Rapottenstein (*lacht*), haben dort einen Selchkurs gemacht, weil die Kärntner so einen guten, langsam geselchten Speck haben. Und dann waren ein bissl Steine, kleine Steinderl beim Brot dabei, dann hat sich ein Konsument einen Zahn ausgebissen, und dann haben wir halt eine Reinigungsanlage gemeinschaftlich gebaut oder halt angekauft; oder bis hin wie ich eine Rechnung richtig stelle und ausfülle. Und alle diese Sachen, Qualitätssicherung und natürlich das Untereinander, das Organisieren und die Produktpalette erweitern, 00:40:04-1 Mohnnudeln und Kuchen und Kipferl und ...

B: Wie groß war der Kreis da?

R: Bei dieser Kartoffelaktion waren es zunächst ungefähr zehn Leute, die da so mitgewirkt haben, und dann ist er immer größer geworden, je nach Nachfrage vom Produkt und Angebot vom Produkt. Und es ist dann tatsächlich eine Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaft gegründet worden, dieser Kreis der Konsumenten von Wien und der Arbeitskreis „Land“ miteinander haben dann diese Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaft gegründet. Und die gibt's, ich meine, die gibt's bis heute, allerdings mit der Veränderung, dass diese umfassenden Ansprüche einer gemeinschaftlichen Genossenschaft aus verschiedenen Gründen – würde ein bissl zu weit führen –, dann aufgegeben worden sind. Die Genossenschaft wurde dann umgewandelt in einen Verein der produzierenden Bauern, die gemeinsam mit einer Firma, Firma Zottl, zusammenarbeiten zur Vermarktung. Anstatt Einkauf und Verkauf in einer Hand der Genossenschaft – bis hin zu den Läden waren in Hand der Genossenschaft, ursprünglich war alles in Hand der Genossenschaft: Die Läden, der Transport, die Produktion – sind jetzt nur mehr die Bauern in einem Verein verankert, wo sie die Preisabsprachen, Produktentwicklung und das machen und gemeinsam ihre Produkte über die Firma Zottl vermarkten.

B: Und das ist die *BerSta*?

R: Und das ist die *BerSta*.

B: Nach wie vor.

R: Heißt nach wie vor *BerSta* hat halt leider von diesem hohen ideologischen Anspruch der Selbstverwaltung Abstriche gemacht, aber das ursprüngliche Ziel wird in etwa immer noch verfolgt.

B: Und wie viele Mitglieder sind es dann jetzt? 00:42:09-2

R: Na ja, ich bin jetzt nur mehr am Rande informiert. Es dürften da von den Bauern so um, sagen wir einmal fünfzig Mitglieder sein oder so, aber durchaus einen erheblichen Umsatz, wo ich jetzt auch nicht mehr so genau weiß. Jedenfalls sind einige Arbeitsplätze im Waldviertel dadurch geschaffen beziehungsweise erhalten worden.

B: Sie waren also in dieser Genossenschaft maßgeblich beteiligt und ich hab gelesen, Sie waren auch dann bei der Vereinsgründung noch beteiligt. Ist das richtig?

R: Ja, ja, war ich auch.

B: Und wie lang, wann haben Sie dann die *BerSta* verlassen?

R: Na ja, die *BerSta*. Ich bin ja dann, kirchliche Jugendarbeit hab ich dann wieder drei Jahre gemacht.

B: Das ist Ihr Rhythmus (*lacht*).

R: Das ist mein Rhythmus. Vom Alter her war's dann so, dass ich mir gedacht hab, eigentlich möcht ich mich jetzt nimmer so sehr mit den Themen der Vierzehn- bis Achtzehnjährigen auseinandersetzen, sondern man wächst einfach in die *BerSta* und Wirtschaft und Erwachsenenbildung hinein.

B: Wie alt waren Sie da? Mitte dreißig? Das war so Ende der siebziger Jahre dann.

R: Ja, das war dann 1981, glaub ich, bin ich dann von der ...

B: Ende dreißig.

R: Ja, genau. Von der Jugendarbeit. Das hat sich dann in mehrfacher Weise gut ergeben. Erstens ist in der katholischen Kirche nicht ganz unbemerkt geblieben, dass diese Ansätze – „Raiffeisen drahtert sich im Grab um“ – doch eine beinharte Gesellschaftskritik bedeuten; dann über die *Bergbauernvereinigung*, die wirklich gesellschaftspolitisch sehr, sehr aktiv unterwegs war, hat's da eine Fernsehsendung, glaub ich „*Prisma*“ hat die geheißen, da sind ein paar

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

Gedichte von Kollegen von mir, die Gedichte hat dieser Hans Hörth, der im Arbeitskreis „Land“ bei uns mitgearbeitet hat, gedichtet, aus diesen Ergebnissen unserer Befragungen und Auseinandersetzungen oder diesem Theaterseminar. Wir haben die Inhalte erarbeitet, und er hat das dann in eine dichterische Fassung gebracht. Er ist dann einmal ziemlich in die Zange genommen worden vom Dechant und so, wie kann ein Rapottensteiner da so was verfassen. Und dann ist mein Arbeitgeber informiert worden. Der regionale Arbeitgeber, der Dechant, war eigentlich zufrieden, ich meine, erstens waren sie mit meiner Jugendarbeit voll einverstanden und auch mit diesen Aktionen. Was soll denn passieren, wenn die Bauern Kartoffeln vermarkten? Aber natürlich im Hintergrund hat der *Bauernbund* schon Angst gehabt, das könnte Schule machen. Nicht so sehr, dass ihnen die paar Kartoffeln abhanden kommen, wo sie eh keinen Rebbach machen können, auch im Lagerhaus nicht, aber wenn Bauern unabhängig werden, selber anfangen zu denken, außerhalb der Strukturen beginnen zu arbeiten – das war schon neu. Was steckt da dahinter? Und dann hab ich im Zuge einer Veranstaltung im *Edelhof* Zwettl, die wieder von der *Bergbauernvereinigung* und *Berglandaktionsfonds* ausgegangen ist, auch mit dem Bundeskanzleramt gemeinsam ist eine Aktion präsentiert worden, eine Förderungsaktion, eine neue, präsentiert worden, die eigentlich eh sehr viel fürs Waldviertel gebracht hat. Da bin ich eingeladen worden zu referieren. Und da waren wirklich dort die Landtagsabgeordneten von Niederösterreich, vor allem vom Waldviertel, und die Bauernkammer, alles, was Rang und Namen hatte in der Landwirtschaft, war dort präsent in einem großen Saal im *Edelhof*. Und ich hab mich berufen gefühlt, Hauptergebnisse von den aktivierenden Befragungen und deren Auswirkungen dort zu referieren. Und ich hab halt wirklich auch referiert, dass die Interessensvertretungen teilweise selber das Hindernis sind für die ländliche Entwicklung, und warum sie das sind und wie die Situation politisch, wirtschaftlich jetzt ist, und wie die Auswege ausschauen könnten. Ich hab schon relativ unverblümt auch die Kritik angebracht. Allerdings wirklich aus dem Grundverständnis, ich hab die nicht erfunden, bitte sehr, sondern das ist vielfach genannt und bestätigt worden. Und ich hab wirklich einen kleinen Alptraum vorher wieder gehabt, kann man das machen? Und ich hab halt das gemacht. Und danach sind die Telefone heiß gerannt, weil danach ist das auf einer politischen Ebene gewesen und haben gesagt: „Herr Pastoraldirektor, so ein Jugendleiter ist nicht tragbar.“ Und der war relativ gelassen, weil er geschätzt hat, was ich gemacht hab, weil er auch in der *Katholischen Arbeiterjugend* irgendwie verankert war, auch in den Konzilsdekreten durchaus verankert war, aber natürlich auch gleichzeitig sehr mit der ÖVP verbandelt war. Als kirchlicher Würdenträger ist man halt am meisten mit der ÖVP verbandelt. Ich hab von ihm eigentlich kaum eine wirkliche Rüge erhalten, er hat das relativ gut abgeschirmt, aber natürlich hab ich dann schon gemerkt, dass in der Region scharfe Kritik auf uns zukommt. Und es war für mich sowieso Zeit, mit der

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

kirchlichen Jugendarbeit aufzuhören. Dann war das dann eben der Wechsel, Übergang in die Regionalentwicklung.

B: Welches Jahr, nur zur Orientierung? Ungefähr nur.

R: Das war dann glaub ich, 1981 muss das gewesen sein. Drei Jahre war ich dort, ja, 1978, 1979, 1980, 1981. Eigentlich ziemlich genau, außerdem gibt's da eh einen Lebenslauf. Ja, jetzt sind wir im Waldviertel.

B: Ja, ich würde jetzt vorschlagen, dass wir, ich weiß nicht, wie spät es ist. Wir hätten jetzt die zwei Stunden, dass wir's bei dieser Einheit mal belassen. Wir sind jetzt Anfang der Achtzigerjahre, und dass wir uns einen neuen Termin ausmachen und ich komm wieder
00:49:36-6

Interview 2:

B: Also wir haben *BerSta* hinter uns gelassen gehabt. Sie haben mit Ihrer Familie im Waldviertel gelebt, das erste Kind war da, Sie waren so Mitte, Ende dreißig, da so ungefähr sind wir stehengeblieben.

R: Ja, nach der *BerSta*-Gründung haben wir dann das Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung verstärkt und ausgeweitet auf die Selbstverwaltung. Das war noch in der Phase, wo ich als kirchlicher Jugendleiter tätig war. Und da ist in Österreich eine Bewegung für Selbstverwaltungsbetriebe entstanden. Karl Zehetner, auch ein engagierter Mitstreiter, war in Frankreich, hat sich dort Selbstverwaltungsbetriebe angeschaut, ebenso eine Kollegin von ihm: Hildegard Mauerhofer, sie war dazumals bei der SPÖ in der Zukunftswerkstätte angestellt, kommt von der *Katholischen Arbeiterbewegung* her. Die beiden haben dann gemeinsam mit VertreterInnen von der *Arbeiterkammer* vor allem auch und auch eben in Kontakt mit uns von der Regionalentwicklung die *Studien- und Beratungsgesellschaft für Regionen und Betriebe* gegründet, um in Österreich Selbstverwaltungsbetriebe zu initiieren und zu begleiten.

B: Darf ich kurz dazwischen fragen: Sie sagen „mit uns“, was war das für eine Organisation dann? Wo waren Sie tätig da grad?

R: Ich persönlich war zu dem Zeitpunkt noch bei der kirchlichen Jugendarbeit tätig. Ich hab zusammengearbeitet mit der *Österreichischen Bergbauernvereinigung*, die ja mein Bruder gegründet hat. Das hab ich bereits im ersten Interview erzählt. Und diese Organisation hat sich dann weiterentwickelt, die *Bergbauernvereinigung* hat den *Berglandaktionsfonds* gegründet, und der *Berglandaktionsfonds* hat den ersten Regionalbetreuungsversuch gestartet, österreichweit, und das war dann von mir der Überstieg von der kirchlichen Jugendarbeit in die hauptberufliche Tätigkeit der Regionalentwicklung. Und in dieser Übergangsphase und zur gleichen Zeit ist diese Studien- und Beratungsgesellschaft gegründet worden, aber in Kontakt mit dieser Bewegung der *eigenständigen Regionalentwicklung*. Ich hab praktisch im Waldviertel zwei Organisationen im Hintergrund gehabt: Eben diesen *Berglandaktionsfonds*, da war ich dann als Werkvertragsnehmer angestellt für den ersten Regionalbetreuungseinsatz im Waldviertel, und aus dem heraus haben wir dann die eigenständige *Österreichische Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung* gegründet, Damit haben wir einen österreichweiten Dachverband gehabt für Regionalentwicklung. Und parallel dazu ist diese *ÖSB* gegründet worden, und wir haben natürlich miteinander kooperiert, weil wir einerseits ähnliche Zielvorstellungen gehabt haben, aber andererseits waren wir bewusst nur auf den ländlichen

Raum spezialisiert, und vor allem halt in Landwirtschaft, alternativem Tourismus, alternativer Energiegewinnung, aber auch im Gewerbe. Im gewerblichen Bereich haben wir mit dieser ÖSB als einem Modell der Selbstverwaltung kooperiert. Im Waldviertel ist zu dem Zeitpunkt eine Firma Berein in Konkurs gegangen, eine Firma mit fünfzig Beschäftigten, eine wunderschöne Halle haben die gehabt in Zwettl und ein modernes Möbeldesign. Haben, glaub ich, nur zwei, drei Jahre da gearbeitet und aus Managementmängeln und sonstiges mehr ist die Firma in Konkurs gegangen, und die Leute sind arbeitslos dagestanden. Das war für mich dann ein Anlass, im Hintergrund auch mit dieser *Studien- und Beratungsgesellschaft* einmal zu schauen, warum ist die Firma in Konkurs gegangen. Hab dort Kontakt aufgenommen, hab dann eben gefragt, ob sie ein Interesse hätten, das in Eigenregie, in Selbstverwaltung weiterzumachen. Na, wie geht das und was könnte das sein? Das war ja alles noch unklar. Und da hab ich dann VertreterInnen von dieser ÖSB mit eingeladen, um das Modell der Selbstverwaltung zu erläutern, aber von den fünfzig sind 25 Leute gekommen, um sich das einfach einmal anzuhören und zu schauen, was da möglich wäre. Und diese haben dann tatsächlich Interesse gezeigt: „Na ja, bevor wir keinen Arbeitsplatz mehr haben, versuchen wir halt dieses Modell der Selbstverwaltung.“ Und es war dann ein sehr mühsamer Prozess, erstens ein Betriebskonzept zu entwickeln, dann Förderungen zu lukrieren für dieses neue Modell. An sich haben wir einfach die normalen Förderungen angepeilt, die für Betriebsgründungen im Waldviertel zur Verfügung standen. Nur war es so, dass es eine große Skepsis gegenüber dem Modell der Selbstverwaltung gab, das jetzt neu war für Österreich. Da hat man halt ideologische Modelle hineininterpretiert bis zum Kommunismus und so. Dem war nicht so, sondern wir haben halt wirklich geglaubt, wir können die Welt neu erfinden und jetzt, wenn's keine Unternehmer mehr gibt, dann müssen die ArbeitnehmerInnen selbst tätig werden. Und da haben wir halt große Widerstände vom Land Niederösterreich gespürt, das Sozialministerium stand hinter uns und auch die Arbeiterkammer. Diese Idee der Selbstverwaltung wurde von der Arbeiterkammer bis ins Ministerium von Beamten getragen, von manchen Beamten.

B: Wer war das in der Arbeiterkammer? Wer hat das unterstützt?

R: Na ja, in Niederösterreich war der Hesoun dazumals, später war er dann Sozialminister. Aber er war nicht so sehr treibende Kraft, das waren eher die MitarbeiterInnen der mittleren Ebene, aber im Sozialministerium beim Minister dallinger hat's zum Beispiel den Rainer Klien gegeben. Er hat auch die „Aktion 8000“ mit erfunden und war der Selbstverwaltung gegenüber sehr aufgeschlossen. Von der Arbeiterkammer Wien fällt mir jetzt nimmer ein, wer da das mitgetragen hat. Da hatten meine KollegInnen mehr Kontakt. Jedenfalls war das dann so: „Initiativgruppe“ haben wir uns genannt zur Neubegründung der Firma Berein als

Selbstverwaltungsbetrieb, haben Statuten erarbeitet für einen Verein, und dann haben wir eben mit Rechtsanwälten – auch der Arbeiterkammer – ein Modell gefunden. Ein Verein gründet eine GesmbH, die GesmbH führt die Firma nach außen, nach außen treten wir als ganz normale, professionelle Firma mit GesmbH auf, und das Innenverhältnis ist eben so, dass die GesmbH im alleinigen Besitz der MitarbeiterInnen ist. Ich meine, das war schon einmal auch eine strategische Arbeit, was da zu leisten war. Aber vor allem war's dann auch die praktische Arbeit, die MitarbeiterInnen wirklich so weit zu bringen, dass sie da mitdenken, mitarbeiten und ein Finanzkonzept erstellen. Da war uns aber auch bewusst, dass wir um einen Geschäftsführer nicht herumkommen, sozusagen der Verein als Besitzer der Gesellschaft sorgt halt für einen Geschäftsführer. 00:10:00-5 Wir haben dann einen Geschäftsführer engagiert, der sehr mit der Idee verbunden war und auch von der *Katholischen Arbeiterjugend* gekommen ist. Und gemeinsam mit ihm haben wir eben ein Konzept entwickelt und bei diversen Stellen verhandelt. Die haben dann ziemlich große Auflagen gestellt, wir müssen sozusagen jetzt für ein Jahr Auftragsbestätigungen herbeischaffen, und da waren wir dann auch irrsinnig dahinter. Die Beschäftigten dort haben ja gewusst, mit wem da kooperiert worden ist, und dann sind wir dem nachgegangen. Und wir haben natürlich nicht direkt fixe Auftragsbestätigungen kriegen können, solange es keine Firma gibt, aber wir hatten doch eine Reihe von Zusagen: „Falls die Firma zustande kommt, sind wir wieder bereit, mit Ihnen zusammen zu arbeiten.“ Aber das Land Niederösterreich hat die Auflagen immer hinaufgeschraubt, und das und das muss man auch noch haben. Das Sozialministerium hatten wir gewonnen, das Bundeskanzleramt hatten wir gewonnen, da hat's eine eigene Förderungsaktion gegeben, aber das Land Niederösterreich wollte dem nicht zustimmen. Wir haben sogar eine Demonstration organisiert nach Wien mit den Familien der zukünftigen SelbstverwaltungsmitarbeiterInnen. Dann ist schon eine gewisse Bewegung hineingekommen, weil das war dann im Fernsehen und das war neu und da waren wir schon mutig. Der Pröll war dazumals Landesrat, zu diesem Thema gibt's relativ viele Filme, weil es ist unglaublich, was wir da bewegt haben. Und dann hat's einen gewissen Durchbruch auch beim Land gegeben durch diesen medialen Druck, aber sie wollten dem Modell trotzdem nicht zustimmen. Jetzt haben sie dann geschaut, dass sie eine traditionelle Firma finden, die diese Firma übernimmt in Zwettl, eine gewisse Firma Anrei von Oberösterreich. Das war halt für das Land, die haben dann selber geschaut, dass das in traditionelle Bahnen wieder gelenkt wird und nicht in Richtung Selbstverwaltung. Da waren aber neun Monate harter Kampf vorbei mit irrsinnig vielen Terminen in Wien, und wir waren dann schon auch zermürbt. Und das Arbeitsamt hat sehr gedrängt, jetzt Arbeit anzunehmen, bis nach Tirol hinein, von den Facharbeiterinnen und Facharbeitern. Und dann haben wir uns aber überlegt, ein kleineres Modell von der Pike auf neu zu schaffen, und da sind von diesen 25 halt dann noch einmal acht übriggeblieben, die auch

bei diesen Verhandlungen wesentlich mit dabei waren und sehr involviert waren und wirklich schon gedacht haben: „Jetzt haben wir uns so viel auseinandergesetzt mit Selbstverwaltung,“ wir haben auch Seminare dazu gemacht, „und jetzt wollen wir das auch ausprobieren.“ Dann haben wir einen Kurs erfunden, den ersten Selbstverwaltungs-Vorbereitungskurs in Österreich, auch mit dem BFI zusammen. Das war wieder ein eigenes Gschichterl. In Niederösterreich ist es ein kleines BFI, war auch skeptisch, auch Hesoun war eher skeptisch. Aber dann haben wir über den Sozialminister interveniert, und über Ostern ist der Herr Hesoun angerufen worden vom Sozialminister, er möge doch diesen Kurs durchführen. Dann nach Ostern bin ich hingekommen und war dort alles okay, und haben wir diesen Kurs konzipiert und umgesetzt. Und dann – ein Detail am Rande – ist das publik geworden, dass das der erste Kurs ist für Selbstverwaltung, dann hat das große BFI Oberösterreich beim BFI Niederösterreich angerufen, weil sie haben da Neuigkeiten gehört, ein neuer Kurs. Ja, was ist das, wie schaut das aus? Und die sind dann nach Zwettl gepilgert, und dann waren sie natürlich sehr stolz, dass sie da sozusagen einen neuen Kurs vorzuweisen haben. Nur so ein Detail am Rande. Das hat uns dann wieder gestärkt in unserem Vorhaben. Dieser Kurs war insofern sehr wichtig, weil die Arbeitslose war eigentlich schon zu Ende, und da haben die Mitarbeiter – es waren dann eh nur mehr Männer am Schluss – die Deckung des Lebensunterhalts gekriegt, eine Zahlung in der Höhe des Arbeitslosengeldes, eben der Kurs ist bezahlt worden. Und den Kurs haben wir halt dann genützt, um uns inhaltlich, konzeptionell auf die Selbstverwaltung vorzubereiten, um Aufträge auch schon zu lukrieren, um eine Halle zu finden. Es ist dann tatsächlich gestartet worden nach diesem Kurs mit einer Betriebsstätte in Göpfritz an der Wild. Das war auch mühsam, weil die meisten haben gesagt, nein, Selbstverwaltung kommt nicht in Frage. Überall, wo das Land und die Kammer Einfluss gehabt hat, haben wir halt nichts gekriegt, aber Private haben uns halt doch ... Das war dann zu Beginn ein sehr erfolgreicher Betrieb mit einem super Kindermöbelprogramm. Während des Kurses haben wir da auch Kontakt aufgenommen mit einem Designer aus Tirol ...

B: Also das waren Möbel.

R: Das war eine Tischlerei, eine Möbeltischlerei. Und schon damals, das muss 1981 gewesen sein oder 1982, mit dem Anspruch auf natürlich hergestellte Möbel und mit einem wunderschönen Design. Das heißt, wir haben ein spezielles Kinderprogramm entwickelt und halt nicht 08/15-Möbel, sondern eben Möbel nach Maß und Möbel ohne Giftstoffe. Und an sich sind wir sehr gut in Schwung gekommen, und es gab großen Zuspruch auch zu diesem, vor allem zu diesem Kindermöbelprogramm. Andererseits haben wir natürlich auch den Anspruch gehabt, als Selbstverwaltungsbetrieb soll das Produkt für ArbeitnehmerInnen auch erschwinglich sein. In die

Selbstverwaltung haben wir zu viele Ansprüche hineinverpackt. Letztlich haben das Möbelstück die Ärzte und die Pädagogen und eine Schicht gekauft, die's ohnehin nicht schwer haben. Das ist halt schwer: Einerseits ist man Selbstverwaltungsbetrieb, andererseits soll man nach den Marktgesetzen handeln. Und wir wollten aber die ein bissl durchbrechen und sagen: „Wir haben jetzt ein wunderschönes Produkt, und das soll sich halt auch ein Arbeiter leisten können.“ Wir haben's ja auch so kalkuliert, die Mindestsätze kalkuliert. Schlussendlich ist es in Bezug auf das Wachstum der Firma und auf den Vorfinanzierungsbedarf schwer geworden. Je größer die Firma wird, umso mehr muss man vorfinanzieren an Waren, und bis das Geld hereinkommt und wirklich bezahlt ist ... So ist die Firma in Liquiditätsschwierigkeiten gekommen. Dann ist die Halle zu klein geworden, dann haben wir eine größere Halle gebraucht. Da waren dann schon wieder Förderungen in Aussicht, die sind aber aus irgendwelchen Gründen sehr spärlich oder zu spät geflossen und schlussendlich ist die Firma nach ein paar Jahren in Konkurs gegangen. Aber es war ein tolles Modell, und es ist so gut angekommen. Und aus dem heraus ist dann die nächste Firma gleich entstanden in Heidenreichstein, die *Heidenreichsteiner Textilwaren Gesellschaft*.

B: Aber wie hat die erste jetzt geheißen?

R: Die *Waldviertler Holzwerkstatt*. Das war schon ein großes Programm für Kindergärten, aber das normale Programm war einfach: ein geschwungenes Stockbett, ein Stockbett mit einer Rutsche. Wunderschön gestaltet! Da waren wir die Ersten mit der Rutsche, und alles mit Rundungen.

B: Dass man sich nirgends wehtun kann. Und sind da dann auch wieder Frauen eingestiegen in den Betrieb?

R: Ja, es sind Lehrlinge und auch Frauen eingestiegen. Und dieses Programm hat nach dem Konkurs diese Firma Anrei übernommen, die den Betrieb übernommen hat. Ist ja alles ein wenig verrückt! Unglaublich war es! Wir waren in so vielen Zeitungen drinnen. Es gibt eine ganze Kasette Videofilme über diese Firma. Es hat dann auch eine Einladung an alle Kunden in das Waldviertel gegeben. Da sind zwanzig Busse mit Konsumenten angekommen. Es war einfach so ein Aufbruch und so eine Begeisterung, das war ein Wahnsinn!

B: Und die sind dann auch wirklich Kunden geworden?

R: Die waren schon Kunden! Das war ein Kundentreffen.

B: Ach so!

R: Ein Kundentreffen: „Wir zeigen euch die Firma, wir zeigen euch das Waldviertel“, es waren

Rundfahrten im Waldviertel damit verbunden. Und dass die dann wieder begeistert vom Waldviertel und von der Firma sich als Multiplikatoren erinnern und tätig sind. Unglaublich! Aber gleichzeitig war's halt auch so, dass dann der Geschäftsführer auch ein bissl größenwahnsinnig geworden ist mit diesem Zuspruch von der Öffentlichkeit. Und als ein Modell – es ist immer schwer! Zuerst erkämpft man es, dann hat man so viel Zuspruch, dass man glaubt, man kann die Welt aus den Angeln heben, und auf der anderen Seite ist es halt mit der ganzen Kostendeckung und mit dieser neuen Halle ... Das ist ja paradox: Einerseits der Zuspruch, andererseits aber hat man die größere Halle und Produktionsstätte finanziell doch nicht derpackt. Dann hat man noch einen Versuch gestartet mit anderen Geschäftsführern, aber die haben das noch weniger packen können als der ursprüngliche. Na, okay. Aber das war sozusagen für die Regionalentwicklung ein sehr, sehr wichtiges Pionierprojekt, und im Anschluss daran ist eben diese *Heidenreichsteiner Textilwaren Gesellschaft* entstanden in Selbstverwaltung, und die gibt's noch bis heute. Allerdings ist sie umgewandelt worden, dass der Geschäftsführer dann später die Firma übernommen hat. Dann ist entstanden, analog dazu, die Schuhwerkstatt in Schrems. Das hab aber nicht ich, sondern ein Kollege aus Heidenreichstein initiiert.

B: Das sind die „Waldviertler“.

R: Das sind die „Waldviertler“! Das ist auch als Selbstverwaltungsbetrieb entstanden und ist dann später auch umgewandelt worden. Da hat dann der Händler, der von Anfang an mit dabei war, die Firma später übernommen.

B: Ist das der Staudinger?

R: Ja, der Heini Staudinger. Leider haben wir zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Idee der Selbstverwaltung an sich eine gute Idee ist, aber vielleicht fürs Waldviertel, wo für ArbeitnehmerInnen im Waldviertel noch weniger Voraussetzungen bildungsmäßig oder von der Erfahrung gegeben sind, zu lange dauert, bis man von einem Arbeitnehmerdenken zu einem Arbeitgeberdenken kommt. Wir haben geglaubt, durch ein Schulungsprogramm innerhalb von fünf Jahren kann man da die Welt verändern. Aber prinzipiell hat diese ÖSB viele Betriebe in den Städten initiiert oder halt durch ihr Programm begeistern können, und ich hab jetzt nicht mehr den letzten Stand, ich hab länger keinen Kontakt gehabt, aber es hat an sich schon österreichweit gut Fuß gefasst. Nur war das halt für das Waldviertel ein zu anspruchsvolles Modell, und diese Modelle sind auch dann verändert worden. Ja, das war ein ganz wichtiges Pionierprojekt. Eben dieser *Berglandaktionsfonds*, das war der Versuch der *Regionalbetreuung Österreich*, in ein paar Regionen Österreichs wie im Waldviertel, im Mühlviertel, in der Eisenwurzen und dann in der Südsteiermark. Und aus diesem Modellversuch heraus, sind eben

die ersten Projekte entstanden: landwirtschaftliche Direktvermarktung, Selbstverwaltung, erste Energieprojekte. Vor allem in der Steiermark hat ein Kollege dann das erste Biomasse-Heizwerk initiiert mit Bauern. Die Bauern haben sich zusammengeschlossen und haben ein Heizwerk errichtet und haben dort die Schule und die Gemeinde beheizt. Das war eben auch schon Anfang der achtziger Jahre, und das hat ja auch irrsinnig Schule gemacht. Diese Modelle sind ja heute in ganz Österreich in vielen Gemeinden verbreitet. Dann sind eben aus diesem *Berglandaktionsfonds*, der diese Projekte initiiert hatte, die ersten Regionalbetreuer gekommen. Wir haben gesagt, das ist so ein tolles Programm, dieses Konzept der *eigenständigen Regionalentwicklung*. Dass in viel stärkerem Ausmaß wie bisher in der Regionalentwicklung nicht nur Berater und Konzepte von oben, sondern Konzepte von unten kommen sollen, im Sinne der Gemeinwesenarbeit. Nach diesem Modell, auch vom Waldviertel, hab ich sehr viel vorausgearbeitet, und nach dem Modell von der *Bergbauernvereinigung*. Es gab Urmodelle, die *BerSta* war so ein Urmodell in der Landwirtschaft, Selbstverwaltungsmodell und Energiemodelle. Das waren unsere Hauptinnovationen in diesem Bereich. Wir haben gesagt, na ja, wir wollen österreichweit eine Organisation haben und haben dann die *Österreichische eigenständige Regionalentwicklung* auf die Beine gestellt. Und da haben wir Regionalvereine gegründet, und die Regionalvereine haben sich zusammengeschlossen zur *Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für eigenständige Regionalentwicklung*, jetzt sag ich's richtig. Und in dieser Aufbruchsbewegung hab ich mit meinen Erfahrungen im Waldviertel eine zentrale Rolle gehabt, gemeinsam mit Günter Scheer. Er war nämlich vorher der Leiter vom *Berglandaktionsfonds*, er hat das koordiniert von der Zentrale aus und die Finanzierung vom Bundeskanzleramt. Dann haben wir natürlich alle die Kollegen mit eingebunden, die in der Phase schon tätig waren, und gemeinsam mit der ÖBV haben wir dann diese neue Vereinigung gegründet, eben mit dem bewussten Konzept einer eigenständigen Regionalentwicklung. Wir haben dazu auch eine Ausbildung konzipiert, da hab ich auch wesentlich bei der Ausbildungsplanung mitgewirkt und dann bei der ersten Umsetzung. Der Kurs war hier in Gföhl, in unserem Haus.

B: Ausbildung zum eigenständigen ...?

R: Ausbildung für den neuen Beruf „Regionalbetreuung“. Männer und Frauen, die sich halt berufen gefühlt haben, da in der Region tätig zu werden. Es ist auch eine Sonderaktion vom Bundeskanzleramt gegründet worden – das war bereits 1979, da war ich noch in Zwettl oben –, eine spezielle Förderungsaktion für neuartige Projekte im ländlichen Raum. Eine Förderung bis zu einer Million Schilling, wenn das Projekt innovativ ist, wenn's gemeinschaftlich orientiert ist, wenn's überlebensfähig ist auf Dauer, dann kriegt man zum Start eben bis zu einer Million Schilling, wenn die andere Hälfte selber aufgebracht wird beziehungsweise auch vom Land

Niederösterreich ein Teil kommt. Ein Viertel haben unbedingt Eigenmittel sein müssen, ein Viertel haben wir über Kredite oder Land oder sonstige Förderungen aufbringen müssen, und bis zu einer Million war dann die andere Hälfte finanziert. Das war eine tolle Aktion. Da sind zum Beispiel bei der Gründung der *BerSta* Einrichtungen in den Geschäften in Wien mitfinanziert worden, auch der Bus, der angekauft werden musste. Oder bei der *Holzwerkstatt* war einfach diese Million Teil des Maschinenkaufs, gemeinsam mit dem Sozialministerium und so weiter, und natürlich auch Eigenmittel. 00:30:28-2 Eigenmittel haben zum Beispiel bei der Selbstverwaltung so ausgeschaut, dass die Leute Eigenleistungen eingebracht haben und 10.000 Schilling oder 12.000 wirklich auch als Barmittel eingebracht haben in diese Gesellschaft, die da gegründet worden ist. Und dann ist sozusagen dieses Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung österreichweit initiiert worden. Ich war dann der erste Obmann, der Günter Scheer der Geschäftsführer und die Leute waren dann eben in den Vorstand mitintegriert. Und es war ein sehr, sehr erfolgreiches Konzept. Unglaublich viele neuartige Projekte: in der Landwirtschaft; im Tourismus gab es sanfte Tourismusprojekte; Themenwege; Schulhäuser, die nimmer gebraucht, die aufgelassen wurden, sind zu Seminar- und Kulturgasthäusern umgewandelt worden, als Jugendgästehäuser – unglaubliche Erfolgsgeschichte in vielen Gebieten Österreichs.

B: Also bis in den Westen auch?

R: Ja, wir haben auch in Tirol im Lechtal einen Verein aufgebaut. Im Lesachtal in Kärnten war ich selber mit unten beim Initiieren. Lesachtal ist die Region für sanften Tourismus geworden. Ein Regionalbetreuer, Hans Windbichler, wurde dort auch engagiert und angestellt, und der hat wirklich das Lesachtal in Richtung sanften Tourismus wie kaum eine andere Region vorangebracht. Eben Zusammenschlüsse der Gemeinde, Kooperationen unter den Zimmervermietern, ein Programm auf die Beine gestellt, Direktvermarktung und Direktvermarktungsläden aufgebaut – einfach ein wirklich koordiniertes Programm, wo man die ganze Region eben auf sanfte Weise und nicht mit hartem Tourismus relativ gut ankurbeln hat können. Solche Konzepte haben wir von dieser eigenständigen Regionalentwicklung forciert und unterstützt, mit Know-how, mit Geld und eben durch Weiterbildung der Regionalbetreuer. Aber es war dann so, wir waren einerseits sehr erfolgreich, wir haben immer auch mehr Geld gebraucht für immer mehr RegionalbetreuerInnen, und dann ist es ein bissl zu einer Wende gekommen. Dallinger ist verunglückt, Kreisky hat abgedankt. Dallinger und Kreisky haben am meisten die Öffnung im ländlichen Raum mit neuen Konzepten und Ideen unterstützt. Wir haben die Ideen gehabt, und wir haben von dort her Geld bekommen. Dann ist die Generation nach Kreisky gekommen, dann sind erste Einbrüche in der Wirtschaft gekommen, ist nicht mehr so

aufwärtsstrebend gewesen. Und dann kommt auf einmal der Spargedanke, dann wird überlegt, na ja, was bringt das alles. Und dann hat man auch so eine bestimmte Professionalisierungsvorstellung gehabt, es müsste immer schneller gehen, diese Projekte.

B: Innerhalb der Organisation oder von den Förderern her?

R: Na ja, von den Förderern her neue Ansprüche, Vranitzky ist gekommen ... Auf einmal hat man nicht mehr eigenständige Regionalentwicklung gesagt, sondern man hat gesagt, wir gehen in die „innovationsorientierte Regionalentwicklung“. Nimmer diese Urprojekte, die so schwierig sind, die *BerSta* hat fünf Jahre Betreuung gebraucht, bis sie irgendwie selbständig war, aber dafür ist auch wirklich was wesentlich Neues entstanden. „Dafür haben wir nicht mehr die Zeit“, sozusagen, „wir müssen dort ansetzen mit den Projekten, wo es schneller geht. In Innovationen, dort, wo schon Potential da ist, ist das Potential zu verstärken.“ Ist an sich auch ein möglicher Ansatz, aber man muss sich vorstellen, dass man Abstriche von diesem ursprünglichen Konzept gemacht hat. Wir haben die aktiven Bauern und interessierten Gewerbetreibenden und aktive Leute in Tourismusverbänden auf sehr niedriger Basis unterstützt. Und dann ist es halt in die Richtung gegangen, na ja, unterstützen wir halt ... Der Rogner hat zum Beispiel hier oben im Waldviertel das Feriendorf Litschau aufgebaut, cleverer Unternehmer, ich weiß nicht, ob Sie das kennen?

B: Ja, der Herr Rogner ist mir ein Begriff.

R: Es war nicht unklug, und die Regionalbetreuung schafft sozusagen Rahmenbedingungen, dass die Bauern dort was vermarkten können, aber es ist halt dann schon mit größeren Einheiten und Firmen zusammen. Und Firmen, die eh schon clever sind, brauchen vielleicht noch ein Vermarktungskonzept, und solche Projekte sind unter Umständen schon schneller wirksam, schneller sichtbar. Finanzierungsmittel haben das und das hervorgebracht. Aber letztlich, aus meiner Sicht, war das nie mehr so vielfältig und nie mehr so effizient in Bezug auf Arbeitsplatz schaffen als das ursprüngliche Konzept. Aber das bringt halt der Wandel mit sich. Es war dann so, dass in dieser neueren Professionalisierungsphase eher Wirtschaftsexperten notwendig waren, eher Marketingexperten, auf einem anderen Niveau und nimmer dieser Allrounder, der jetzt eben mit einer Handvoll Bauern die Welt verändert (*lacht*).

B: Wann war das jetzt ungefähr?

R: 1987 hat sich das dann abgespielt. Na, wenn man denkt, 1978 bin ich ins Waldviertel gekommen, 1979 war diese Kartoffelaktion und Präsentation der Sonderaktion und die Bergbauernausstellung, da ist es so richtig losgegangen. Bis 1987 hat das diese Bewegung der eigenständigen Regionalentwicklung geschaffen: Die Vereinsgründung in den Regionen und die

Mitwirkung der Ehrenamtlichen in den Regionen beim Aufbau dieser Regionalentwicklung und neuer Projekte und Bildungsprogramme, Aktivierungsprogramme. Da hat sich eben auch gezeigt, dass natürlich ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen diesen bezahlten Regionalbetreuern, vom Bund bezahlt oder in der Zentrale angestellt, der Region zugeteilt mit einem gewissen Erfolgsdruck von Projekten, die mit dem Regionalverein kooperieren. Für mich war das sozusagen die Chance, da eine Basis zu haben, AnsprechpartnerInnen in der Region, Projekte weiterzubringen. Aber man kann sich natürlich auch vorstellen, dass da auch Konflikte entstanden sind. Dass der Regionalbetreuer mit dem Druck von der Zentrale oder auch Anforderungen vom Bundeskanzleramt, Geldgeber – Land und Bund – bestimmte Projekte dann forcieren wollte und die Leute in der Region sagen: „Das ist uns nicht so wichtig, uns ist das wichtiger.“ Und so sind gewisse Interessenskonflikte in der Region auch entstanden, zwischen den bezahlten und den ehrenamtlichen MitarbeiterInnen. Der ehrenamtliche Mitarbeiter sagt: „Ich werde nicht bezahlt, ich mach das, was mich interessiert und was mir gefällt.“ Und das ist, wenn man das kann, wenn man das produktiv verbindet, Ehrenamtlichkeit und Hauptamtlichkeit, ist das irrsinnig eine starke Lokomotive. Wenn sich aber die gegenseitig ein bissl blockieren, dann ist auf einmal der Konflikt da. So sind gewisse Konflikte entstanden, und im Sinne der Professionalisierung hat man dann eben von der Zentrale her ...

B: Zentrale des Vereins?

R: Ja, die Geschäftsführung. Ich war der Obmann zu der Zeit und die Geschäftsführung, die war noch stärker mit den Geldgebern in Verbindung, und die Geschäftsführung auch nicht so stark mit der Region sozialisiert und verbunden. Ich bin ja sozusagen vom Land sozialisiert und das war mein Hintergrund. Und solange wir total gut zusammengearbeitet haben, hat sich das irrsinnig verstärkt – diese Verankerung, diese Kompetenz, Zugang zum Land bis hin Studium und Erfahrung, Entwicklungshilfe. Und auf der anderen Seite der Wissenschaftler vom IHS, der eine Studie über das Agrarsystem Österreichs gemacht hat und mit der *Bergbauernvereinigung* zusammengearbeitet hat. 00:40:07-6 Sozusagen die praxisorientierte Wissenschaft, Praxis, auch mitverbunden mit der Wissenschaft. Das war eine irrsinnig stark wirkende Kombination. Es war aber dann so, dass in diesem Meinungs austausch sich die Zentrale durchgesetzt hat mit dem Programm „innovationsorientierte Regionalentwicklung“, Abkoppelung der Vereine. Ich bin in dem Zusammenhang dann aus der Organisation ausgeschieden, denn ich bin kein Marketingexperte, kein Wirtschaftsexperte in dem Sinn. Diese Kompetenzen hab ich mir aber bei meinen Projekten dazugeholt, ich hab gewusst, was ich kann. Die Aktivierung, die Gemeinwesenarbeit und die Ausbildung der RegionalbetreuerInnen waren mein Metier. Zu der Zeit ist die *Waldviertler Holzwerkstatt* in Konkurs gegangen, das war eben 1987. Dieses

Urprojekt! Und obwohl im Waldviertel mehr als zwanzig Projekte entstanden sind mit einem Arbeitsplatzeffekt von über 300 Arbeitsplätzen, und dann geht ein Experiment schief – es ist ja im Vergleich zu dieser Innovationsleistung insgesamt zu vernachlässigen. Weil jeder weiß, wenn ich heute im experimentellen Bereich tätig bin, je mehr Experiment, umso eher kann's auch scheitern. Eine Selbstverwaltung war einfach ein Experiment in Österreich und vor allem auch im Waldviertel. Aber mich persönlich hat das irrsinnig mitgenommen, die Leute sind auch mit Haftungen verbunden gewesen, auch der Geschäftsführer. Es war unglaublich. Ich meine, neben dieser Fülle an Arbeit, Vereinsleitungen im Waldviertel, Vorsitzender österreichweit, selber noch Projekte begleitend und so, ist ein Pionierprojekt, ein ganz wichtiges, ist halt leider in Konkurs gegangen. Das heißt, ich war auch geschwächt, jetzt in dieser Auseinandersetzung um die neue Linie, und daher hat sich halt dann die Innovationslinie durchgesetzt. Es ist die ÖAR dann umgebaut worden, es ist eine GesmbH gegründet worden. Die ÖAR hat eine GesmbH gegründet, und zukünftige Berater waren dann in dieser GesmbH angestellt, waren nicht mehr den Regionalvereinen verpflichtet, sondern haben halt ihre Projekte selber initiiert und haben sich dann überhaupt so weit verselbständigt, dass sie selber zuständig waren auch für ergänzende Finanzierung. Und mit der Zeit haben sie sich überhaupt nur mehr selber finanziert und die ÖAR diente als Drehscheibe, als Informationsgeberin, Plattform. Was immer noch ein Vorteil ist, anstatt dass man alleine in der Region tätig ist. Aber die Akquisition der Projekte haben sie weitgehend in der Region gemacht. Natürlich ist von der Zentrale dann auch manches Mal noch was lanciert worden, wo dann mitgearbeitet worden ist. Aber sozusagen weg von diesem Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung hin zur innovationsorientierten Regionalentwicklung, das war auch so die Geschichte der ÖAR.

Und deshalb bin ich aus der ÖAR ausgestiegen und war dann kurze Zeit arbeitslos, ein paar Monate. Es war für mich kein leichter Prozess, ich hab das auch begründet, warum ich aussteige. Weil es ist eben diese Demokratisierung nimmer gegeben, es hat die Regionalvereinseinbindung nimmer gegeben hat, weil ich glaub, dass das Konzept sehr erfolgreich war – und es war unglaublich erfolgreich! Das Modell ist nach Deutschland exportiert worden, und ein Kollege aus Deutschland, Albert Herrenknecht, hat in dieser Auseinandersetzung einmal geschrieben, er kennt kein Konzept der Regionalentwicklung, das so erfolgreich ist, und dann führt er zehn Argumente an. Das nur als Beispiel. Das war wirklich eine Aufbruchbewegung.

Gut, ich war dann arbeitslos, und in dieser Phase hat mich dann der Hans Haid, ein Volkskundler, angesprochen, der die *arge region kultur* aufgebaut hat. Er war damals in Niederösterreich tätig und hat ein Kulturservice und in Reinprechtspölla den Pöllinger Speicher

als Archiv aufgebaut hat, als Archiv für ländliche Kulturarbeit, und hat dann die Pöllinger Briefe herausgegeben – eine österreichweite oder eigentlich auch international anerkannte Zeitschrift für Kultur- und Regionalentwicklung im ländlichen Raum. Er hat sich dann mit seiner Tätigkeit an den Regionalvereinen der ÖAR orientiert und teilweise MitarbeiterInnen dort mit eingebunden. Ihm hat das irrsinnig gefallen, diese Aufbruchbewegung. Und wenn's da jetzt eine Aufbruchbewegung gibt in Richtung neuartiger Wirtschaftsprojekte, braucht man auch eine Aufbruchbewegung im Bereich der Kulturarbeit. Er hat dann mit den Künstlerinnen und Künstlern im ländlichen Raum zusammengearbeitet, Vereine gegründet, dass sich die verstärken, und Selbsthilfe organisiert, und hat dann eben mit der ÖAR sowieso schon kooperiert. Da haben wir gemeinsam schon Festivals gehabt, in Eggenburg zum Beispiel ganz ein tolles, mit einem tollen Kulturprogramm, wo sich eben zum Beispiel Selbstverwaltungsbetriebe präsentiert haben. So eine kleine Messe der neuen Initiativen. Unglaublich initiativ und aufstrebend und belebend, auch Minderheiten mit einbezogen. Und na ja, er hat eben erfahren, dass ich bei der ÖAR ausgestiegen bin, und er war natürlich einer, der sehr stark dieses Basisorientierte gefördert hat und hat sich gedacht, den Toni Rohrmoser, den könnten wir ja brauchen in der *arge*. Dann haben sie halt überlegt in der *arge* bei einer Generalversammlung in Strobl, eben mich in der *arge* zu engagieren. Allerdings haben sie gesagt: „Wir möchten dich engagieren, aber Geld haben wir keins.“ Das Geld müsste ich halt selber auftreiben (*lacht*). So läuft das in solchen Vereinigungen! Und das ist mir dann auch relativ rasch gelungen, da bin ich zufällig dann mit dem Fakler vom AMS – dazumals hat's noch anders geheißen – von Krems nach Wien gefahren, und da hab ich ihm halt die ganze Geschichte, meine Erfahrungen erzählt. Wir hatten eh schon mit ihm in Projekten im Waldviertel zusammengearbeitet. Dann haben wir – auch mit dem Arbeitsmarktbetreuer zusammen, den es im Waldviertel schon gegeben hat – ein Kulturmodell „Projekt Niederösterreich“ geboren, mit dem Ziel, in jedem Landesviertel soll eine Kulturarbeiterin oder Kulturarbeiter beschäftigt werden, analog zur Regionalbetreuung. Das hat's ja schon gegeben, das hab ich ja mit aufgebaut. Analog zur wirtschaftlichen Regionalbetreuung gibt's eine kulturelle Regionalbetreuung. Na ja, und da machen wir halt ein Konzept und das wird finanziert, ein Dreijahreskonzept, wo das Arbeitsamt halt im ersten Jahr drei Viertel der Kosten übernimmt, im zweiten die Hälfte und im dritten halt dann nur mehr ein Drittel und so.

B: Also von den Angestellten.

R: Von den Angestellten, ja. Solche Modelle hat's ja dazumals ausgehend von der „Aktion 8000“ gegeben.

B: Ja, ich kann mich an das erinnern, „Aktion 8000“.

R: „Aktion 8000“, das war so, dass eben, wenn ein neues Projekt entstanden ist, man zunächst einmal ein Jahr lang zwei Drittel oder die Hälfte von den Lohnkosten hat finanzieren können.

B: Ja, ich erinnere mich.

R: Das sind ja eigentlich die großen Kosten beim Start eines Projekts. 00:50:02-1 Man hat eine Idee und man kann die Anlauffinanzierungen nicht auf die Beine stellen, und wenn man das jetzt ein Jahr experimentiert, dann sieht man, zack, das geht oder geht nicht. Auf diese Art und Weise wollte man 8.000 Arbeitsplätze innerhalb kurzer Zeit schaffen, daher „Aktion 8000“. Die ist dann ausgeweitet worden auf ein Modell, weil man gesehen hat, ein Jahr, das ist so schnell vorbei, wenn man was Neues initiiert, kann eine Initiative in einem Jahr eine Kostendeckung nicht erreichen. Insbesondere mit Leuten, die noch weniger Voraussetzung haben, weil man sie vom Arbeitsmarkt holt. Dann sind die ausgeweitet worden auf drei Jahre, ein Dreijahresmodell, und das war dann schon sehr effizient. Dann sind diese ökonomischen Projekte gekommen, die sowieso auf drei Jahre ausgelegt waren oder länger, dann sind diese Transitarbeitsplätze gekommen, wo der Betrieb erhalten worden ist, aber die Leute hätten halt sollen vermittelt werden innerhalb einer bestimmten Zeit. Wir haben halt im Kulturprojekt ein Dreijahresmodell angepeilt. Hab dann einen Kostenvoranschlag gemacht, was das kostet, und halt ein inhaltliches Konzept analog zu dieser ganzen Regionalentwicklung. Da hab ich mich dann selber als Koordinator mitfinanzieren lassen. Das ist dazumals eben super gewesen, da hat man einmal drei Monate sich überhaupt voll finanzieren lassen können als Projektvorbereitung. Eine tolle Sache! Dann hat man das auf weitere drei Monate verlängern können, wenn das Projekt umsetzungsfähig ist.

B: Drei Monate oder drei Jahre?

R: Jetzt einmal für die Vorbereitung. Das Projekt war auf drei Jahre ausgelegt, wenn's dann startet. Aber in der Vorphase, das Projekt muss ja erst vorbereitet werden, wenn das dann drei Jahre rennt. Da muss man ein Finanzkonzept erarbeiten, da muss man Leute finden, da muss man ein inhaltliches Konzept erarbeiten, da muss man eine Struktur finden, und damit man das vorbereiten kann, sind einmal drei Monate für mich finanziert worden. Dann sind drei Monate verlängert worden, weil das Projekt aussichtsreich war, und nach diesen sechs Monaten hat das Dreijahresprojekt gestartet. So war ich dann selber finanziert. Und dieses „Modell Niederösterreich“ haben wir eingebaut in die *arge region kultur* österreichweit, und ich bin da praktisch von dem Modell mitfinanziert worden auch für die österreichweite Koordination in der *arge region kultur* für diese regionale Bildungs- und Kulturarbeit, dieses Modell, das wir aufgebaut haben. Die *arge* hat bisher schwerpunktmäßig kulturelle Tätigkeiten, eben Koordination von KünstlerInnen, Herausgabe der Zeitung, dann eben Festivals zu organisieren,

kulturelle Dorfuntersuchungen durchzuführen und so, das war der bisherige Schwerpunkt. Und der neue Schwerpunkt, den ich dazu aufgebaut hab, war dann regionale Bildungs- und Kulturarbeit, sozusagen eine kontinuierliche Tätigkeit, die Suche von MultiplikatorInnen in der Region und eine projektorientierte Kulturarbeit, kontinuierlich aufbauende Kulturarbeit im Sinne einer Regionalisierung der Erwachsenenbildung. Weil Erwachsenenbildung ist ja, in der Vergangenheit war's so, dass ein paar Leute in den Landesvereinen tätig waren hauptamtlich, der ganze Rest ist ehrenamtlich gemacht worden, sei's beim *Katholischen Bildungswerk* oder *Bildungs- und Heimatwerk*. Und wir haben gesagt, wir brauchen Hauptamtliche in der Region, und wir haben das in der Regionalbetreuung erprobt, dass das sehr wirksam ist. In der Region, nicht nur in der Zentrale, einer ist für so viele Ehrenamtliche zuständig. Hat auch funktioniert, aber eine Verstärkerwirkung ist regionalisierende Erwachsenenbildung. Das heißt, in die Regionen hauptamtliche MitarbeiterInnen mit ein bissl Infrastruktur, mit Büro und ein bissl Seminarräume und so, aber die kann man sich dann eh in der Region auch suchen. Aber ist ja verständlich, je mehr Hauptamtliche in einer Region, umso mehr kann man im Prinzip bewegen. Und das wollten wir da experimentieren mit unserem „Modell Niederösterreich“.

B: So hat das Projekt geheißen?

R: Ja, „Modell Niederösterreich“. Und das war an sich auch recht erfolgreich. Wir haben dann auch noch eine Begleitforschung dazu installiert vom schwedischen Mitarbeiter Larsson, der das Modell vom Studienzirkel da mit hereingebracht hat. Aber leider war's eben dann so, dass die Mittel im Sozialministerium immer weniger geworden sind und ohne Dallinger waren diese Schwerpunkte nimmer so wichtig, und die Einsparungen sind halt auch auf Kosten solcher Modelle gegangen, weil Kulturarbeit ist ja für das Sozialministerium ein Nebengleis, nicht wirklich die Hauptaufgabe. Aber Dallinger hat da einfach eine andere Sichtweise gehabt und hat gesagt: „Arbeitsplatzbeschaffung, wo auch immer, innovative Projekte, bringt auch in weiterer Folge Beschäftigung und Entlastung vom Arbeitsmarkt.“ Und dann ist man halt wieder mehr auf den Buchstaben des Gesetzes gegangen: „Wir sind dazu da, wirklich Schulungen für Arbeitslose zu machen, im direkten Sektor, nicht im Umfeld.“ Daher ist das Projekt eigentlich nimmer weiter finanziert worden gegen Schluss. Aber ich hab das so weit aufbauen können, dass dann vom Unterrichtsministerium zusätzliche Mittel frei geworden sind, weil eben sozusagen regionale Bildungs- und Kulturarbeit schwerpunktmäßig dort hineingehört, dort verankert gehört. Und das war ja eigentlich auch gedacht. Es war gedacht, drei Jahre hilft das Sozialministerium mit, arbeitslose KulturarbeiterInnen kriegen da eine Beschäftigung, und man schafft ein Modell, das dann halt später entweder selbständig oder eben auf der Basis vom Unterrichtsministerium finanziert wird. Das Unterrichtsministerium hat ohnehin schon

mitfinanziert. Und so ist es eigentlich dann möglich ...

B: Und da ist es schon im richtigen Ministerium gelandet.

R: Ist es dann sozusagen im zuständigen Ministerium, ja. Und das war eine interessante Aufbauphase, und so bin ich halt in der *arge region kultur* als zunächst zweiter Geschäftsführer für diesen Bereich regionale Bildungs- und Kulturarbeit hereingewachsen. Dann ist der Hans Haid nach Tirol gegangen, dann ist im Unterrichtsministerium eine Finanzkrise gekommen, die erste, das glaub ich, war 1994, unglaubliche Finanzkrise. Weil da hat's im Unterrichtsministerium eine doppelte Finanzierungsstruktur gegeben. Das eine war eine Lehreraktion, die hat der Zilk als Unterrichtsminister erfunden. Auf der Basis von 200.000 Schilling hat man arbeitslose Lehrer in einer Kultur- und Bildungsorganisation anstellen können, bis sie einen Job gekriegt haben. Und dann ist die Personalsubvention erfunden worden, das waren dann 300.000 Schilling, wo eben ErwachsenenbildnerInnen in Erwachsenenbildungsorganisationen finanziert worden sind. Und da hat's einmal so eine Aufbauphase gegeben vom Minister Scholten, der hat da Geld herbeigeschafft, das war unglaublich wichtig und eine Verstärkung der Erwachsenenbildung. Da sind wir in diese Phase grad hineingefallen, dass wir da zusätzliche Leute finanzieren haben können österreichweit. Aber eben 1994 haben sie dann wieder stark gekürzt. Und wir, die *arge region kultur*, hat einmal fast zwanzig MitarbeiterInnen österreichweit gehabt, und zirka zehn davon waren so Lehreraktionen in Kulturverbänden, und die sind dort radikal gestrichen worden, zack, weg. Jetzt ist dieser Kulturbereich, der der erste Bereich war in der *arge region kultur*, sehr minimiert worden. Mein Bereich hat sich aber halten können, weil das sozusagen die Personalsubventionen waren und primär in das Unterrichtsministerium gepasst haben und die anderen wieder sekundär. Ja, und die sind halt Sparmaßnahmen zum Opfer gefallen. Jetzt ist die *arge* halt sehr viel kleiner geworden, nur mehr zehn Beschäftigte, und dann ist eben relativ zu Tode gespart worden auch in den folgenden Jahren, sodass wir dann wieder MitarbeiterInnen verloren haben. Aber wir haben die *arge* bis heute aufrecht erhalten können, sind nach wie vor jetzt mit sechs MitarbeiterInnen tätig, und wir haben so einen Qualitätssicherungsprozess im vergangenen Jahr durchgeführt, wo wir auch sehr gestärkt hervorgegangen sind oder wo halt alles das, was wir eher intuitiv in der *arge* leisten und gute Arbeit leisten, auch in einem Selbstreport nachvollziehbar ist für GeldgeberInnen oder Kooperationspartner. 01:00:34-4

B: Was war da enthalten in dem Qualitätssicherungsprozess?

R: Es ist eben in Qualitätsbereiche aufgeschlüsselt, wie zum Beispiel, dass man einmal kurz die Organisation beschreibt, und dann sind die Qualitätsbereiche Leitbildentwicklung, Bedarfserschließung, Schlüsselprozesse und da wieder die verschiedenen Bereiche. Innerhalb

dieser Schlüsselprojekte sind praktisch alle Regionalstellen mit ihren Schwerpunkten mit enthalten, dann Qualitätsbereich Lernprozess, dann Evaluation der Bildungsprozesse, die Infrastruktur, Personal, Controlling, Kundenkommunikation und dann die strategischen Entwicklungsziele. Und die sind ausgerichtet auf die nächsten vier Jahre, weil in vier Jahren gibt's eine Re-Testierung, und da wird dann drauf geschaut, ob wir das, was wir uns da als strategische Ziele vorgenommen haben, auch umgesetzt worden sind.

B: Das ist ja wie bei den Leistungsvereinbarungen mit den Universitäten.

R: Ja!! So ähnlich ist das. Und der ganze Prozess dient halt zur Selbstreflexion und sozusagen zur Qualitätssicherung. Und das war bei der *arge region kultur*, weil sie so vielschichtig aufgebaut ist, nicht ganz einfach, das alles zu erarbeiten. Aber letztlich hat's uns miteinander gestärkt und ist auch Hilfe. Eine Mitarbeiterin war relativ neu bei uns dabei, seit zwei Jahren, und für die war das natürlich ein willkommener Prozess, die *arge* einfach durch und durch kennenzulernen, die Leitbilder, Strukturen, Entstehung und so weiter und so fort. Und ziemlich wichtig war eben, herauszufinden, was sind die Schnittstellen in der *arge region kultur*. Was läuft, welche Befugnisse hat die Zentrale und welche Befugnisse haben die Regionalvereine draußen, und wo sind die Schnittstellen, wo sozusagen die Befugnisse der *arge* aufhören und die Befugnisse des Regionalvereines beginnen, und das sind dann die Schnittstellen. Und geprüft wird praktisch das, dort wo die *arge* auch Zugriff hat auf Personal und Programme und so weiter und so fort.

B: Und die Region, über die sich die *arge* jetzt erstreckt, das ist nach wie vor Niederösterreich?

R: Nein, das ist ganz Österreich.

B: Ah, das ist jetzt ganz Österreich.

R: Die *arge* war immer österreichweit, aber nicht in allen Bundesländern. Wir haben ja relativ wenig Leute. Im Waldviertel ist das zentrale Büro von der Ilse Stadler und von mir. Dann haben wir ein Projekt im Mühlviertel, in Rohrbach, „Frauentreff Rohrbach“, der von einer Fraueninitiative zu einer eigentlich sehr starken Fraueneinrichtung geworden ist, mit mehreren Angestellten inzwischen.

B: Frauenberatungseinrichtung.

R: Ja, Frauenbildungs- und -beratungseinrichtung. Dann haben wir eine Mitarbeiterin in Wagrain, Elisabeth Kornhofer, die ein Modell mit der Gemeinde Wagrain hat, weil die Gemeinde Wagrain auch mitfinanziert. Dann haben wir eben ein Modell, das ist ein ganz tolles Modell, mit dem *Slowenischen Kulturverband* zusammen. Da ist eine alte Schule in einem zweisprachigen

Gebiet aufgekauft worden, und dort ist ein zweisprachiges Kultur- und Bildungszentrum entstanden.

B: Wie heißt das?

R: Das ist in St. Johann.

B: Aha, nicht das *Pavelhaus*, das ist wieder was anderes.

R: Nein, nein, Kultur- und Kommunikationszentrum in St. Johann im Rosental. Und die machen ganz tolle zweisprachige Programme und auch Programme mit Slowenien zusammen und unglaublich vielschichtig. Dann haben wir's, glaub ich, eh schon durch. Und die *Bergbauernvereinigung* ist bei uns Mitglied, die auch sehr interessante Programme nach wie vor macht. Das war eigentlich die Ursprungsorganisation, die haben wir eh letzters besprochen. Die ist auch in der *arge*.

B: Und Ihre Funktion in der *arge*, wie benennt sich die jetzt?

R: Geschäftsführung.

B: Geschäftsführung.

R: Geschäftsführer der *arge*. Und ich mach eben Geschäftsführungsaufgaben, das sind Personal und Weiterbildung und eben die Koordination und dann die Leitung der Teamtreffen zwei Mal im Jahr. Und eben die Mitarbeit im Vorstand der *arge region kultur*, wo es darum geht, dass die ehrenamtlichen Mitglieder eingebunden sind und alle Vereine – es sind ja siebzehn Vereine in der *arge region kultur*, das ist eine sehr breit verzweigte Dachorganisation. Und im Vorstand wird halt versucht, auch die Gesamt-*arge* zu koordinieren einerseits und andererseits, die hauptamtlichen MitarbeiterInnen sind ein zentraler Bestandteil, weil die natürlich eigene Programme umsetzen können.

B: Und in Niederösterreich diese Viertel-Festivals, hat das was damit zu tun?

R: Das hat mit der *arge* jetzt nichts mehr zu tun, es hat nur damit zu tun, dass der Verein im Waldviertel ursprünglich von Hans Haid begründet worden ist, also die *Kulturvernetzung Niederösterreich* ist eine Initiative der *arge region kultur*. Und die haben mit minimalen Mitteln, mit einem Sekretär, der geringfügig angestellt war oder auf Werkvertrag, die irre Aufbauarbeit geleistet haben und immer beim Land gekämpft haben um mehr Mittel und auch analog, weil in Oberösterreich ja das schon viel früher stärker finanziert worden ist, und irgendwann ist dann der Durchbruch gekommen und hat die Landesregierung gesagt: „Ja, und jetzt starten wir mit vier Hauptamtlichen“, lange nach unserem ursprünglichen Modell. Mit vier hauptamtlichen KulturbetreuerInnen, und dazu brauchen wir aber einen neuen Verein, und dieser neue Verein

ist von der Landesregierung initiiert worden und hängt an der Landesregierung. Aber ein Mitarbeiter von früher ist nach wie vor, von der alten Generation, ist nach wie vor als Betreuer im Waldviertel tätig. Das ist die einzige Verbindung, aber wenn man jetzt in Niederösterreich fragt: „Seit wann gibt's die *Kulturvernetzung*?“, dann gibt es sie seit genau dem Zeitpunkt, wo der Landesverein gegründet worden ist und vorher war eigentlich nichts (*lacht*). So rennt das! Weil wir eben überparteilich und kritisch sind, das passt nicht so in das Landesschema. Aber wir können stolz drauf sein, dass da einfach viel Entwicklungsarbeit geleistet worden ist. Na ja, so sind wir von der *arge region kultur* in der Jetztzeit gelandet.

B: Aber da gibt's ja, das ist ja nicht das Einzige, was Sie machen zurzeit, oder? Zum Beispiel diese Winnetou-Festspiele, das gehört da dazu?

R: Na ja, jetzt gehen wir dann einen Bogen nach Gföhl. Nachdem das Büro der *arge region kultur* in Gföhl ist und ich da auch in Gföhl wohne, war es mir ein Anliegen, dass ich auch in Gföhl Bildungs- und Kulturarbeit leiste. Und da war das Erste, wie wir nach Gföhl gekommen sind, halt verschiedene Projekte zu initiieren und unter anderem halt dann eine Spielgruppe in Gföhl, die erste Spielgruppe mit Kindern ab zwei Jahren.

B: Auch aus Eigeninteresse wahrscheinlich.

R: Na ja, als einer, der einfach weiß, wie Projekte entwickelt werden und dass man auch da, wo man wohnt, auch was macht. Und da war auch unsere jüngste Tochter grad in dem Alter und da hab ich halt dann Leute gefragt, ob sie Interesse hätten an so einer Spielgruppe. Dann haben wir das Konzepterstellen aufgeteilt, ich hab mich um die Finanzen gekümmert, meine Frau hat zur Entwicklungspsychologie was geschrieben, und andere haben dann zu anderen Teilen des Konzeptes Beiträge geleistet. 01:10:20-5 Haben dann einen Probebetrieb eingerichtet, und es ist sehr gut angekommen, und dann ist die Spielgruppe 1987 gegründet worden, und die gibt's bis heute. Die ist dann ausgebaut worden zu einer zweiten Gruppe, so ein großer Bedarf war. Und sie ist eine nette, ist eine sehr wichtige Einrichtung für Gföhl, dient auch so zur Kommunikation für Zugezogene, Integrationsfunktion. Aber ich meine, die Hauptaufgabe ist einfach ein sehr gutes Kinderprogramm, gute Kinderbetreuung unter Einbeziehung der Eltern in den Verein, das ist wirklich ein Selbstverwaltungsbetrieb in dem Sinn.

B: Darf ich da nur nachfragen: Das ist für Kinder vor dem Kindergartenalter?

R: Ja.

B: Bis drei dann.

R: Zum Zeitpunkt, als wir gegründet haben, war's eben so, dass die Kinder in Gföhl erst ab vier

Jahren im Kindergarten genommen worden sind, weil es einen Mangel an Plätzen gegeben hat. Insofern war's dazumals besonders wichtig. Dann sind die Kindergartenplätze zwar ausgeweitet worden, aber inzwischen war die Spielgruppe so gut eingeführt. Und dann haben wir auf zweieinhalb heruntergesetzt, weil dort werden sie erst mir drei genommen, hab da ein Konzept beim Kindergartenreferat als Versuch eingereicht, dann sind wir als Privatkindergarten akzeptiert worden, und damit war die Finanzierung leichter zu bewältigen. Und dann haben wir eben 1990 das Bildungszentrum gegründet, und das *Bildungszentrum Gföhl* gibt's auch bis heute. Das hängt jetzt auch schon mit der *arge region kultur* zusammen, das ist praktisch ein Regionalverein der *arge region kultur*. Das *Bildungszentrum* gibt zwei Mal im Jahr ein Semesterprogramm heraus und funktioniert im Prinzip wie eine kleine Volkshochschule, mit eben ein bissl einem Schwerpunkt, auch regionale Themen mitzudiskutieren. Dann sind eben die *Karl-May-Spiele*, die es in Gföhl gegeben hat, damals von Koziol sen. und der Familie Blauensteiner begründet – Blauensteiner als Grundbesitzer, Koziol als künstlerischer Leiter – 1994 in Konkurs gegangen. Die haben immerhin und manches Mal sogar 20 000 Besucher im Sommer gebracht, und im Sinne der Regionalentwicklung hab ich mir gedacht, ist eigentlich schade, wenn's die nimmer gibt. Hab mich dann informiert, warum sie's nimmer gibt, und hab dann wieder im Sinne der eigenständigen Regionalentwicklung eine Initiativgruppe gegründet, und wir haben dann eigentlich sehr spät, 1995 im Frühjahr, mit der Initiativgruppe die Spiele neu begründet. Dann hab ich sie sieben Jahre geleitet, von der Organisation her, war sehr mühsam, sehr aufwendig, sehr schwer kostendeckend. Gleich das erste Jahr haben wir einen Riesenverlust gehabt, das haben wir dann irgendwie umschiffen können.

B: Weil's ja auch so wetterabhängig ist, oder?

R: Weil's so wetterabhängig ist und weil's prinzipiell so schwer kostendeckend ist, solche Produktionen. Ich hab auch ein bissl Förderungen vom Land immer wieder geschafft aufzubringen, was schwer war. Ab 2002 hat's dann der Blauensteiner selber übernommen, nach diesen sieben Jahren meiner Leitung hat's der Blauensteiner selber organisiert. Und dann gibt's eben zusätzlich zu Gföhl Spiele in Winzendorf, die sind 1994 dort entstanden, eben auch aus einer Spaltung von Gföhl heraus. Eigentlich in dem Jahr, wo dann Gföhl aufgehört hat, hat es sich zuvor noch gespalten in Winzendorf, eine zweite Gruppe. Und warum hat Gföhl dann aufgehört? Nicht deshalb, weil's dazumals schlecht gegangen ist, sondern weil sie im Winter in der Stadthalle gespielt haben, und dort haben sie einen Riesenverlust gebaut. Sie haben einen so großen Verlust gebaut, dass sie dann mit dem Geld, was in Gföhl erwirtschaftet worden ist, in Winzendorf in der Hoffnung gestartet sind, dass man dort großes Geld macht und dann natürlich in Gföhl alle zahlen kann. Dann ist der Grundbesitzer nimmer gezahlt worden und die

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

Mitwirkenden nimmer gezahlt worden, folgedessen hat er in Gföhl nimmer weitermachen können. Das war die Krise oder der Schluss von Koziol in Gföhl, und ich hab's in Gföhl weitergemacht, in Winzendorf ist es unabhängig davon weitergegangen.

B: In Staatz gibt's das doch auch, oder?

R: In Staatz hat's es ganz am Anfang gegeben, die haben dann als Erstes ganz aufgehört und haben ein Musical draus gemacht. Und in Winzendorf hat's dann 2006 eine Krise gegeben, und da hat dann der Grundbesitzer dort, der in Gföhl auch schon mitgespielt hat, mich gebeten, das in Winzendorf zu organisieren. Dann hab ich gesagt: „Nein, das ist 150 Kilometer von Gföhl entfernt. Ich bin Gemeinderat in Gföhl, ich kann das nicht in Winzendorf organisieren.“ Dann sagt er: „Na, schau dir's an!“

B: Wo ist Winzendorf?

R: In der Nähe von Wiener Neustadt.

B: Ach so! Das ist weit, ja.

R: Das ist weit, ja. Und dann hab ich mir's halt angeschaut, und dann waren dort sehr viele Leute, und dann hab ich 2007 die Spiele dort übernommen. Hab 2007 neu begonnen, Neubeginn ist schon auch mühsam. Dann war voriges Jahr das Wetter ziemlich verrückt, sodass wir ...

B: Die sind ja immer im Freien, nicht?

R: Ja, ja, sodass wir halt zwei Mal eher mangelnde Kostendeckung gehabt haben, und dass wir heuer auf einen Durchbruch warten. Es ist auch schon relativ gute Nachfrage im Vorverkauf, wir haben mehr als in den Vorjahren. Natürlich jedes Jahr lernt man wieder was dazu, verstärkt die Werbung, das Team wird stärker und so, es ist schon, ich bin schon zuversichtlich, dass wir es schaffen. Und dann war's so: Im ersten Jahr hat's ja parallel dazu, wie's ich in Winzendorf gemacht hab, Gföhl auch noch gegeben. Jetzt hab ich niemanden von Gföhl in Winzendorf engagiert, ich wollte nicht als Gemeinderat von Gföhl da irgendwas von Gföhl wegnehmen. Was nicht so schwer gewesen wäre, weil das war teilweise das Team, das ich in Gföhl noch aufgebaut hab – also der künstlerische Leiter und so.

B: Geht nicht, ja.

R: Aus moralischen, ethischen Gründen, wir müssen das von Winzendorf schaffen. Und als Gföhl dann aufgehört hat, hab ich natürlich auch voriges Jahr den künstlerischen Leiter dort mitengagiert, Buch schreiben lassen, und es war eben ein starkes Team voriges Jahr dann schon in Winzendorf, Winzendorf und Gföhl zusammen, aber da hat uns das Wetter dann nicht

so lassen. Und heuer ist auch Gföhl nicht, daher bin ich schon zuversichtlich, dass man das kostendeckend oder ein bissl gewinnbringend führen kann. Es ist ja sehr viel vorzufinanzieren, bis das erste Geld hereinkommt, da hilft uns jetzt zwar der Vorverkauf schon, aber es sind ja viele Ausgaben vorher, und daher wär's gut, wenn wir ein bissl eine Reserve bilden können.

B: Also das kommt relativ ohne Förderungen durch.

R: In Winzendorf hab ich keine Förderung gekriegt. Ich hab angesucht, da haben sie gemeint: „Das ist eh kostendeckend.“ Schön wär's! Und wenn ich es so schaffe, wär's halt auch eine Genugtuung. Keine Abhängigkeit von irgendwem, wir schaffen das. Und wenn man weiß, dass alle Bühnenshows irrsinnige Krisen hinter sich haben, dass Kärnten gerade wieder in Konkurs war letztes Jahr und jetzt aber wieder neu durchstartet – mit Förderungsmitteln, mit erheblichen Förderungsmitteln –, hoffe ich, dass wir es so schaffen mit einem klugen Konzept.

B: Was unterscheidet Ihr Konzept von anderen? Dürfen Sie da drüber reden oder ist das geheim?

R: Nein! Man muss denken, ich hab das sieben Jahre in Gföhl gemacht, dann hat mein Kollege das in Winzendorf gemacht, und wir haben alle unsere Erfahrungen gemixt, gemischt und das Beste draus gemacht und hoffen, dass wir so über die Runden kommen. 01:20:20-6 Zum Beispiel in Gföhl haben wir für die Feuerwehr 50.000 Schilling gezahlt, weil da immer der große Wagen präsent sein hat müssen. Der Kollege in Winzendorf hat das anders geregelt, dass Feuerwehrmänner mit dabei sind bei der Produktion und die sozusagen die erste Aktion setzen können und im Ernstfall sofort alles organisieren. Das heißt einfach Einsparungsvarianten, wo's halt irgendwo geht. Ähnliches Einsparungspotential beim Rettungsdienst, da hab ich auch in Gföhl so 15.000 Schilling gezahlt zu der Phase, und unten sind eben auch Sanitätshelfer mit dabei, mit engagiert, die die Erste Hilfe leisten.

B: Ja, ja, das ist schlau.

R: Es gibt behördliche Vorschriften, aber wie kann man die doch vereinfachen? Und es ist schon so, dass die Produktion in Winzendorf auch kleiner ist, aber man muss da clever sein und ein neues System erfinden. Dann zahlt er eben, hat er die Leute immer gleich ausgezahlt, wird nach jeder Vorstellung bezahlt, und das ist ein bissl Anreiz für die Leute, dass sie leichter mitmachen. Oder wenn's schief geht, haben sie zumindest das gekriegt. Man kann ein bissl weniger zahlen, aber man zahlt's gleich sozusagen. Aber ich habe da wieder ein Mischsystem, dass ich schon möchte, dass die Schauspieler nach Möglichkeit halt auch angemessen was kriegen, ich zahl wieder ein bissl mehr an die Mitwirkenden im Vergleich zu ihm. Aber trotzdem, einfach Konzepte überlegen und alle Erfahrungen mischen, die da sind, das Beste draus machen. So hoffen wir,

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

dass wir drüberkommen. Und ich bin, glaub ich, sehr clever in der Werbung nach all diesen Jahren mit diesen Kontakten. Hoffen wir, dass ...

B: Und am 1. August startet's.

R: Am 1. August startet's und hoffen, dass wir da durchkommen.

B: Ich wollte Sie noch fragen zu Ihrer Tätigkeit im Gemeinderat. Was fällt da in Ihren Bereich?

R: Erstens ist es so, dass ich als Parteiunabhängiger im Gemeinderat bei den Sozialdemokraten mitarbeite und ich mir gleich zu Beginn ausbedungen hab, dass ich mich nicht dem Klubzwang unterwerfen muss oder will, dass ich eben meine eigenen Projekte verfolgen will. Und dann hab ich auch noch gesagt: „Ich geh“, damals, „ich geh auf den fünften Platz“, weil vier haben sie dazumals gehabt, „ich will niemandem was wegnehmen oder so.“ Und meine Anliegen im Gemeinderat sind eben Thema Bildung und Thema Regionalentwicklung. Es ist in Gföhl neu, dass man als Unabhängiger da drinnen ist. Was ja an sich österreichweit schon lang gang und gäbe ist, dass Parteifreie in einer Partei mitarbeiten, das hat der Kreisky zu seiner Zeit schon dann beim Außenminister dazumals so gehandhabt, das ist einfach eine Öffnung. Oder er hat Experten aus allen Parteien eingesetzt, Gremien gebildet. Aber in Gföhl wird das nicht so gern gesehen, dass man da als Parteifreier ... Ich hab manches Mal wirklich auch bei der ÖVP mitgestimmt, wenn ich glaub, dass Wirtschaftsprojekte sinnvoll sind oder so, und umgekehrt haben dann manches Mal auch Vertreter der ÖVP bei uns mitgestimmt. Freiheit ist auch irgendwie anziehend.

B: Kommt ein bissl Bewegung rein.

R: Kommt eine Bewegung rein, aber dann sind sie von höherer Ebene gemahnt worden, dass das nicht sein darf, weil da leistet man den anderen Vorschub, und dann sind sie wieder vorsichtiger geworden. Aber insgesamt kommt ein bissl eine Diskussion im Gemeinderat hinein, ein bissl mehr. Und unser Fraktionsführer und ich ergänzen uns in der Diskussion oft auch ganz gut, wenn's um so regionale Themen geht, er ist selber sehr stark und informiert. Und dann: Er sitzt ganz oben, ich ganz herunten, und dann tun wir halt im Gemeinderat ein wenig diskutieren, ein bissl Themenführerschaft manches Mal hineinbringen.

B: Und dass Sie da eine sehr kirchliche, katholische Vergangenheit haben, Wurzeln haben, das stört dann auch nicht, dass Sie da für die SPÖ jetzt drinnen sitzen? Auch wenn Sie unabhängig drinnen sitzen?

R: Nein! Das Kirchliche ist überhaupt nicht so im Vordergrund. Ich hab ja keine professionelle kirchliche Funktion, aber ich bin praktizierender Katholik, und das ist in so einer Gemeinde

wieder überhaupt kein Thema.

B: Das ist selbstverständlich.

R: Das ist eigentlich normal, ich meine, es wird immer weniger, aber wer das handhabt, das ist eher ein Zeichen der Integration als umgekehrt.

B: Ich wollte Sie noch zu Ihrer Familie befragen, ob Sie da noch ein bisschen was vielleicht abschließend erzählen wollen. Der letzte Stand war so, dass Ihre Frau mit Ihnen hierher gezogen ist und dann, dass das erste Kind, das ist, glaub ich, 1978 geboren oder so, 1979.

R: Ja. 1979. 1978/1979 sind wir hinaufgezogen und da war sie schwanger. Und na ja, und dann sind wir eben nach Gföhl gezogen, das ist, glaub ich, 1981 dann gewesen. Und da ist dann die zweite Tochter auf die Welt gekommen, und dann nach zwei Jahren später wieder die dritte Tochter. Meine Frau war im Waldviertel oben, auch zwischen der Kinderphase, entweder geringfügig oder mit ein bissl was angestellt in diesem Regionalverein, um da eben Organisationsarbeit zu machen. Sie hat bei der *BerSta* eine Zeit lang Koordination gemacht. In Gföhl war sie dann bei dieser Kindergruppe zuerst, dann in der Spielgruppe auch mit ein bissl angestellt, hat da mitgewirkt, und dann war sie beim *Bildungszentrum* mit einigen Stunden angestellt, um überhaupt das *Bildungszentrum* zu koordinieren. Und dann hat sie, aber sie hat ja ursprünglich auch diese Jugendleiterschule beziehungsweise PastoralassistentInnenausbildung in Wien gemacht, dort haben wir uns ja am Schluss dann kennengelernt, und sie hat sich schon interessiert, im Lehrberuf tätig zu werden als Religionslehrerin, hat aber da dann zunächst die Matura nachmachen müssen. Hat dann die Matura nachgemacht und hat dann begonnen, Religion zu unterrichten und ist jetzt eben Religionslehrerin in mehreren kleineren Pfarren. Und gleichzeitig oder zusätzlich ist sie aber immer noch in der Koordination vom Bildungszentrumsprogramm tätig.

B: Also Sie haben zeitweise auch eng zusammengearbeitet.

R: Ja, wir haben immer wieder eng zusammengearbeitet, aber es hat sich dann auch gut erwiesen, dass sie einen selbständigen Beruf hat. Und die Kinder sind herangewachsen und haben alle ein Studium begonnen.

B: Sind das jetzt drei Töchter?

R: Drei Töchter. Die ersten zwei haben die Wirtschaftsuniversität gemacht und abgeschlossen, die dritte hat dann Jus studiert und im vorigen November abgeschlossen und hat jetzt das Gerichtsjahr.

B: An der Uni Wien?

R: An der Uni Wien. Macht jetzt das Gerichtsjahr. Die älteste Tochter hat aber dann ein zweites Studium angefangen, so ein Friedensstudium, Friedens- und Konfliktforschung an der Uni Innsbruck, und sie ist in der *Katholischen Jugend* beschäftigt im gleichen Büro, wo die Anneliese, meine Frau, und ich in der *Katholischen Jugend Land* tätig waren. Sie leitet ein Projekt, „Enchada“ heißt das, und koordiniert Jugendaustausch zwischen Indien und Österreich und zwischen Südamerika und Österreich, einmal eine solche Gruppe und einmal eine solche Gruppe. 01:30:01-5 Sie war ja schon im Schüleraustausch in Mexiko fast ein Jahr, und seither ist sie einfach sehr für das interessiert. Sie war dann auch vor ein paar Jahren selber bei so einem Einsatz auch drüben, um so Einsätze zu begleiten, und jetzt macht sie das von Österreich aus. Sie möchte das aber dann schön langsam abschließen, weil sie jetzt eben dieses zusätzliche Unistudium gemacht hat. Das war ein total interessantes Studium, ein total interessanter Lehrgang, Masterstudienlehrgang, international, wie's internationaler gar nicht geht. Englisch Unterrichtssprache und von Südamerika und von anderen Ländern und von Österreich halt zwei und so, bunt gemischt die Studierenden. Das hat sie jetzt dann zwei Semester oder drei Semester gemacht, und jetzt ist sie noch bei der Abschlussphase, dass sie noch eine Arbeit dazu schreibt.

B: Wenn Sie so als Vater auf Ihre Töchter schauen, was ist Ihnen wichtig? Oder was ist Ihnen immer wichtig gewesen?

R: Na ja, bei der Elisabeth ist es halt so, dass ihr ihre Interessen so wichtig sind, dass sie lieber weniger verdient und diesen Interessen nachkommt.

B: Das ist was Vertrautes, oder?

R (*lacht*): Und leider die Kostendeckung nicht ganz erreicht, obwohl sie dreißig ist. Und ich meine, im Großen und Ganzen schon, aber halt, meine Frau hat geglaubt schon, jetzt ist sie halt endlich einmal so ... Sie ist gescheit und initiativ und soll halt auch was verdienen, nicht? Und mir ist das wieder nicht so wichtig, im Verhältnis zu dem, was sie macht und was sie da bewegt in diesen Konflikt- und Friedensbereichen, ist das schon auch sehr spannend, dass man sich da so einlässt. Und sie ist halt mehr so intuitiv und sagt: „Ich weiß schon, was ich mach, werd ich schon den richtigen Job finden“, und: „Es ergibt sich schon.“ Und das dauert halt manches Mal ein bissl länger, wie man weiß (Inzwischen hat sie bereits einen Job mit entsprechendem Einkommen). Und die Christina ist in einer Personalberatungsfirma tätig, die ist eher strukturierter und zielgerichtet und verdient dort auch nicht so schlecht, obwohl jetzt in der Wirtschaftskrise die Firma schon relativ viele BeraterInnen abgebaut hat, sodass sie nicht so hundertprozentig sicher ist, ob sie nicht auch dabei ist einmal. Sie hat auch einen Lebensgefährten, und bei der Elisabeth würd sich meine Frau auch schon sehr wünschen, dass

es halt da schön langsam fixer wird. Und die Dritte ist eben mit Jus und jetzt mit Gerichtspraktikum beschäftigt, und sie hat sich dann in den Ferien während dem Studium eben durch Werben in Deutschland relativ gut über Wasser gehalten, sodass sie finanziell eigentlich sehr unabhängig ist. Sie ist jetzt auf der Suche nach einem Job nach dem Gerichtsjahr. Was sich da jetzt ergeben wird, wird man sehen. Aber sie ist relativ strukturiert oder halt auf der Suche, eigentlich relativ klar auf der Suche.

B: Und die Töchter leben noch zu Haus bei Ihnen?

R: Na ja, die sind alle in Wien und kommen halt besuchsweise gelegentlich einmal im Monat oder alle drei Wochen oder wie es sich halt ergibt. Einmal mehr, einmal öfter, dann einmal weniger oft. Ob Wahlen sind oder Geburtstage sind, wie's halt so ist. Und zwei wohnen beisammen, die Älteste und die Jüngste wohnen beisammen in Wien, und die Mittlere, die Christina, ist ja mit ihrem Lebensgefährten eh schon in einer Wohnung. Der hat auch eine Firma, sie hat zwei Wohnungen, eben bei der Firma in Herzogenburg und eine Wohnung in Wien. Und sie kann dann auch die Firma wechseln, wenn sie dort gekündigt würde. Aber es ist ihr jetzt schon auch sehr wichtig gewesen, ihren eigenen Beruf zu haben, denn kurz nach dem Studium hat sie auch nicht so gleich was gehabt, hat sie einmal bei der Firma der Eltern ihres Freundes gearbeitet. Aber jetzt als Akademikerin quasi dort so in Buchhaltungs- und Bürofragen, das wäre ein bissl zu wenig gewesen als Umstieg. Es war toll, einfach einmal gleich eine Anstellung zu haben, und der Chefin hätte das auch gleich gefallen und so, aber sie wollte da schon einfach ihren Beruf, halt einmal selbständig sein. Und das ist ihr auch dann rasch gelungen, einen Arbeitsplatz zu finden. Jetzt ist halt der Wermutstropfen, dass so viele KollegInnen da gekündigt werden, und das ist halt einfach auch vom Betriebsklima her nicht so ideal.

B: Dann komm ich zu meiner Abschlussfrage. Wenn Sie zurückblicken jetzt einmal auf den bisherigen Verlauf Ihres Lebens: Was waren so ganz wichtige Entscheidungen, nur so kurz zusammengefasst? Wo sind Sie stolz, dass Sie sich so entschieden haben? Wo denken Sie sich im Nachhinein, vielleicht wäre was anderes besser gewesen? Gibt's so was?

R: Na ja, ich meine, sehr entscheidend war für mich diese Entscheidung zur Entwicklungshilfe, diese Ausbildung und diese Erfahrung in der Entwicklungshilfe, die haben mir einfach irrsinnig viel Bewusstseinsweiterung gebracht und kulturellen Austausch. Das war für mich dann der Ansporn, überhaupt zu studieren und dann in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig zu sein. Dann, was eben sehr spannend war, war diese Arbeit in der *Katholischen Jugend Land* mit diesen Aktivierenden Befragungen analog zu Paulo Freire. Und dann eben die bewusste Entscheidung, ins Waldviertel zu gehen, und in der Phase habe ich dann auch geheiratet und die Kinder. Und dann eben der direkte Überstieg von der Jugendarbeit in diese

Regionalentwicklung, diese Mitarbeit an diesem Konzept der eigenständigen Regionalentwicklung ist wirklich ganz was Motivierendes und Befriedigendes gewesen, und da voll involviert zu sein und dort eben erfolgreiche Projekte im Waldviertel aufzubauen. Dann war allerdings dieser Konflikt mit der ÖAR. War sehr mühsam, war auch ein wenig demütigend oder verletzend. Dann war eben parallel dazu die Krise und der Konkurs der *Waldviertler Holzwerkstatt*, das war einfach ein Scheitern, das ich auch als persönliches Scheitern miterlebt hab. Das war mein Pionierprojekt. Und dann war's so, dass ich eben in der ÖAR sozusagen quasi in einer Konfliktsituation ausgeschieden bin, haben sie mich dort von der ÖAR-Entwicklung praktisch dann auch nicht mehr einbezogen und bin dort auch nicht mehr wahrgenommen worden, vor allem nicht mehr in diesen schriftlichen Programmen. Beziehungsweise, es hat da dann am Abschluss, wo ich eigentlich noch dabei war, ein großes internationales Seminar gegeben zur eigenständigen Regionalentwicklung, wirklich auch prominent besetzt. Und da ist dann eine Broschüre von all diesen Referaten herausgekommen, ein Tagungsband sozusagen, und ich hab bei dieser Tagung noch einleitende Worte gesagt, ich hab einen Arbeitskreis geleitet. Und in der Zwischenzeit bin aber ich ausgeschieden – auch ein bissl konfliktreich ausgeschieden – und in diesem Band kommt zum Beispiel mein Name nimmer vor. Das muss man sich vorstellen! Die Organisation mit aufgebaut, der Vorsitzende gewesen, das Programm, ja, einfach so unglaublich viel Herzblut in diese Regionalentwicklung hineingesteckt! Da gibt's diese Broschüre, was alles im Waldviertel passiert ist. Einerseits wär's nicht einmal so tragisch, dass man da nicht drinnen ist, wenn man in einem Konfliktfall ausscheidet, aber das hat natürlich weitreichende Folgen gehabt. Mein Kollege Günter Scheer ist drinnen mit einer Literaturliste, was weiß ich, von mehr als zwanzig Artikeln und Büchern, und ich bin null drinnen. 01:40:16-3 Das ist aber sehr stark als Broschüre der Regionalentwicklung Österreichs und als internationaler Erfolg dieses Konzeptes verbreitet worden. Eine Unterbelichtung meiner praktischen und wissenschaftlichen Tätigkeit hat damit begonnen. Die Studenten, die dann über eigenständige Regionalentwicklung geschrieben haben, haben eben mich nicht zitiert und Scheer überall zitiert. Dann ist das weitergegangen, dass ein zweites Buch herausgegeben worden ist, „Gründungen“, da sind maßgebliche Projekte der ÖAR österreichweit beschrieben worden, und da bin ich halt auch nur sehr marginal vorgekommen. Und bei, was weiß ich, Feiern zu zwanzig Jahre ÖAR oder zehn Jahre, bin ich nicht mehr eingeladen worden. Dann ist im vergangenen Jahr ein Buch über die Regionalentwicklung Österreichs herausgegeben worden. So quasi im Vorwort steht drinnen: „Endlich gibt's so was wie eine Geschichte der Regionalentwicklung.“ Ich werde zwar von einer Kollegin kurz zitiert, von Scheer kurz zitiert, aber Projekte im Waldviertel werden dem Waldviertelmanager zugeschrieben. Also in keiner Weise eine adäquate Darstellung von meiner Entwicklungsarbeit.

Da hab ich mich dann erstmals aufgeregt und hab einen gehörigen Brief an den Herausgeber geschickt. Der Herausgeber hat das aber nicht weitergeleitet an das Team, aus welchen Gründen auch immer. Der hat mich zwar dann besucht und bedauert, warum und so. Und dann hat die ÖAR 25 Jahre gefeiert. Und da (*lacht*), da haben sie dann zwei Tage vor der Feier meinen Bruder angerufen, der eben sozusagen über die *Bergbauernvereinigung* natürlich auch mit eingeladen gehört, in der Vorphase, aber was die ÖAR betrifft, war ich eben der Hauptmitbegründer. Und über meinen Bruder haben sie ausrichten lassen: „Ja, jetzt haben wir ganz vergessen, die Rohrmoser-Buben zum Einladen, und ihr seids herzlich eingeladen, in zwei Tagen wird 25 Jahre gefeiert.“ Und ich hab dann einen Zorn gehabt und hab gesagt: „Na, wenn's euch jetzt, zwei Tage“, zweihundert Leute haben sie eingeladen, und wenn sie nur zwei Tage vorher draufkommen, dass ich auch dazu gehöre, das ist einfach ein Wahnsinn! Und dann erst hab ich ihnen ein E-Mail geschrieben, und in dem E-Mail meine Stellungnahme zu diesem Buch mitgeliefert. Die sind erst draufgekommen, dass ich da eine maßgebliche Kritik zu diesem Buch hab. Dieser Kollege Scheer ist eben so, dass er – aus meiner Sicht – wirklich clever ist, aber so auf sich selber bezogen, dass er das gar nicht so wahrnimmt, was neben ihm auch noch passiert. Und dann ist es wirklich dazu gekommen, dass wir ein Gespräch gehabt haben, der Günter Scheer – eben wo wir irrsinnig gut einmal zusammengearbeitet haben, der immer noch in der Organisation dort ist – und der Richard Hummelbrunner, der nach mir eingestiegen ist und diese Vorphase weniger gekannt hat. Der war da noch auf Entwicklungshilfe. Denen hab ich eine dicke Mappe zusammengestellt von allen diesen meinen Leistungen oder wo ich glaub, was meine Leistungen sind, und hab die da wirklich anderthalb Stunden einfach referiert und hab gesagt: „Schau, das ist zu dem Zeitpunkt so, und da ist mein Anteil drinnen. Ich bin ja eher schüchtern insofern, dass ich mir denke, Bergbauernbub, wenn ich eine Fuhre Holz heimbring, dann sehen das daheim die Leute, dass man eine Fuhre Holz heimgebracht hat und sagen: „Jetzt“, was weiß ich, „hast du dir ein Essen verdient“, vereinfacht gesagt. Aber im konzeptionellen und geistigen Bereich ist das oft nicht so sichtbar, was die Leistung, die Pionierleistung, wirklich ist. Aber ich meine, es gibt so viele Dokumentationen, dass es unübersehbar ist. Aber ich bin nicht der, der von vornherein sagt: „Und ich hab das jetzt initiiert und ich“, sondern ich hab immer geschrieben: „Wir haben, gemeinsam haben wir das ...“ Und dadurch geht dann auch der eigene Anteil ein bissl unter. Aber da war ich schon entsprechend zornig und hab dann am Tisch geknallt. Und der Günter Scheer hat gesagt: „Ja, und das hab ich vergessen, und das hab ich vergessen, und das hab ich vergessen. Na, es stimmt eh, ist eh wahr.“ Ich hatte das auch schon vorbereitet, denn dann haben sie gesagt: „Na ja, jetzt darfst wenigstens bei den *Impulsen* mitschreiben“, bei der Dokumentation, die dann herausgegeben worden ist. Und da hatte ich das dann auch schon vorbereitet, was ich mir denke, was da

drinnen stehen soll von meinem Anteil, und der Günter hatte vorbereitet, was er sich vorstellt. Und das ist dann eigentlich jetzt eine sehr, sehr clevere Darstellung geworden.

B: Gemeinsam.

R: Gemeinsam. Und das haben sie an sich voll akzeptiert, aber da hab ich dann auch gesehen, dass ich mich selber zu spät und zu wenig direkt gemeldet hab. Weil ich hatte mir gedacht, das kann man einfach nicht übersehen, was ich da alles gemacht hab, weil das gibt's ja einfach nicht. Aber das kann man nicht erwarten. Jetzt ist das wenigstens in der ÖAR Gott sei Dank auf eine Basis gestellt worden, diese *Impulse*. Dann haben die jüngeren MitarbeiterInnen gesagt: „Wieso kennen wir den Toni Rohrmoser nicht, wenn der da so wesentlich das mit aufgebaut hat?“ Und dann haben sie ein Seminar organisiert, wo sie das reflektiert haben, die Methoden und Strategien der Regionalentwicklung in der Anfangsphase, in der mittleren Phase und in der neuen Phase. Sie haben mich und meinen Bruder mit eingeladen, mein Bruder, der Günter Scheer und ich haben dann diese Anfangsphase den Neuen gegenüber geschildert, und die haben Fragen stellen dürfen. Das war wirklich insgesamt für mich sehr wohltuend, auch für meinen Bruder, da integriert zu werden, und die TeilnehmerInnen, insbesondere auch die Jüngeren, haben so quasi ein Aha-Erlebnis gehabt, dass sie jetzt die Geschichte besser verstehen. Ihnen war da sozusagen ein Teil abgegangen. Irgendwie hatten sie gespürt, das ist nicht vollständig, was die ÖAR-Geschichte ist, und die ist jetzt durch diese Zusammenkunft den ganzen Nachmittag halt irgendwie nachgearbeitet worden. Und das ist für mich befriedigend, das tut mir wohl, dass das jetzt da auf eine neue Basis gestellt ist.

B: Da ist was geheilt, oder?

R: Da ist was geheilt worden, ja. Und eben, es ist sehr professionell aufgebaut gewesen. Da hat's Beobachter gegeben, was wir jetzt da sagen, und die einen hören zu. Einer, der von der *Katholischen Jugend* war und ein bissl später eingestiegen ist, aber mich noch erlebt hat, aber nicht so genau die Gründungsphase, der hat halt auch zum Ausdruck gebracht, dass auch in der Anfangsphase sehr strategisch und sehr konzeptionell gearbeitet wurde, in dem Sinn sehr professionell gearbeitet wurde. Weil hintennach hat man ja dann versucht, das ein bissl so darzustellen, na, diese Urphase war halt so handgestrickt, so unprofessionell im Sinn von nur intuitiver Vorgangsweise, und dann ist die Professionalisierungsphase gekommen. Dass das einfach nicht so ist, sondern dass das erste Modell von Mercedes vielleicht schwieriger zu schaffen war als das zwanzigste Modell, und dass es das zwanzigste Modell nicht gäbe, wenn es das erste nicht gab, obwohl das ganz anders aussieht. In der Wirtschaft ist man oft sehr stolz auf diese Urmodelle, und in der Organisationsentwicklung glaubt man oft, na ja, wir sind jetzt die Besten und alles, was früher war, ist dilettantisch. Das ist ein bissl abwertend.

B: Aber jetzt hat's den richtigen Platz gekriegt.

R: Jetzt hat's wieder den richtigen Platz gekriegt. Das war halt so eine wichtige Phase, obwohl die ÖAR wieder auf einem anderen Stand steht. Das ist ja völlig egal, für das bin ich ja nimmer verantwortlich, aber sie haben sich, was die guten und kräftigen Sachen waren, immer auf die Urphase auch berufen, ja, die *BerSta* als Urprojekt und diese Verwurzelung in den Regionen und dieser Ansatz, diese Mitwirkung der Betroffenen. Was die ÖAR von einer normalen Beratungsfirma unterscheidet, ist eben ihre Geschichte, dass sie sozusagen aus dieser Mitbeteiligung entstanden ist. Das haben sie in der Geschichte schon gut als Verkaufsargument hineingebracht, aber die Pioniere haben sie nimmer ...

B: ... zur Hälfte vergessen, oder zwei Drittel.

R: Ja, haben sie wieder vergessen.

B: Ja, das versteh ich, dass Ihnen das wichtig ist, auch, dass das richtig gestellt ist. Ich möchte Sie gerne noch ergänzend zu Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit und Publikationen oder Herausgeberschaften fragen.

R: Ich hab relativ viele Publikationen herausgegeben. Es war so, dass ich meine Dissertation zum Thema „Katholische Jugend Land – geschichtliche Entwicklung“ geschrieben hab, und das ist dann so gut angekommen, dass es als Buch herausgegeben wurde. Dann hab ich eben auch Studien mit dieser aktivierenden Befragung gemacht, eine empirische Untersuchung mit Protokollen gemacht beziehungsweise auch eine Jugenduntersuchung im Zwettler Bereich beziehungsweise im Kremser Bereich, wo auch eine Broschüre herausgegeben worden ist. Dann hab ich halt sehr viele Artikel zunächst zum Thema Sozialisation und dann vorwiegend zu Themen der Regionalentwicklung, Kulturarbeit im ländlichen Raum verfasst, und dann schließlich auch zwei Bücher herausgegeben im Rahmen der *arge region kultur*. Das erste ist „Modelle und Reflexionen – Bildungs- und Kulturarbeit in Regionen“, wo ich geschaut hab, dass alle unsere MitarbeiterInnen ihre Arbeit in den Regionen beschreiben, und dass unser neuer Ansatz der Bildungs- und Kulturarbeit eben aufgearbeitet wird. Dann haben ein paar Fachleute das auch dokumentiert und reflektiert, ist damals sehr gut angekommen, ist auch sogar von der Unterrichtsministerin sehr positiv hervorgehoben worden. Und ein besonderes Anliegen war ja mir immer die Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum, und da hab ich dann ein Buch herausgegeben, „Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum“, und hab verschiedenste Autorinnen und Autoren eingeladen, zu diesen Themen zu schreiben, sodass wirklich so eine Art geschichtliche Entwicklung der Gemeinwesenarbeit in Österreich in diesem Buch zusammengefasst ist. Ich selber habe eben zum Begriff der Gemeinwesenarbeit eine kurze

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

Einführung beziehungsweise eben dann zum Thema Regionalentwicklung, Gemeinwesenarbeit und Regionalentwicklung im Waldviertel, aber zusätzlich viele spannende Beiträge eben auch von KollegInnen von der *arge region kultur*, auch die Geschichte der *arge region kultur* noch einmal kurz drinnen. Dann hab ich mitgearbeitet lange Jahre bei GWA, Gemeinwesenreihe in Strobl. Da hat der Kollege Wolfgang Kellner diese Reihe dann beschrieben, wo hervorgeht, wo sozusagen diese Themen der eigenständigen Regionalentwicklung und Projektarbeit in Strobl eingeflossen sind im Rahmen eines österreichweiten Seminars, auch mit internationaler Besetzung teilweise, und diese Themen sozusagen Eingang gefunden haben in die Erwachsenenbildung Österreichs auch sehr stark. Das heißt, unsere Ideen und Projektansätze sind eben über verschiedene Publikationen und Gremien und Ausbildungsreihen auch in diesem Buch dann präsent. Und ich war auch als Trainer in Gemeinwesenarbeit und Regionalentwicklung tätig. Da hab ich vor allem mit Karlo Hujber zusammengearbeitet, er war früher Zentralsekretär der *Katholischen Jugend*, also hat's da wieder eine Verbindung gegeben, und er war dann in der *Katholischen Erwachsenenbildung* in Salzburg tätig. Er hat mich dort einmal zu einem Seminar eingeladen. Dann war er im *Haus der Familie* in Südtirol Leiter dieses großen Bildungszentrums. In dieser Phase hat er mit dem Amt der Landesregierung in Südtirol zusammengearbeitet und hat gemeinsam mit dem Amt und eben gemeinsam mit mir eine Ausbildung geschaffen für Dorferneuerung in Südtirol. In diese Ausbildung ist sehr wesentlich die Gemeinwesenarbeit und die Projektarbeit im Waldviertel mit hineingeflossen, sodass überhaupt die Dorferneuerung in Südtirol damals mit einem sehr großen Schwerpunkt der Gemeinwesenarbeit und dieser Entwicklungsarbeit auch von mir und dem Waldviertel mit hineingeflossen ist.

B: Wann war das ungefähr?

R: Na ja, das muss dann so Ende der achtziger Jahre, Anfang der neunziger Jahre gewesen sein, wo die Modelle im Waldviertel schon vorhanden waren, und dieser Karlo Hujber ist drauf aufmerksam gemacht worden und wollte eben von diesen Erfahrungen profitieren. Dann hab ich in der Sozialakademie St. Pölten unterrichtet. In den Rahmen des praxisorientierten Unterrichts und auch der Politikwissenschaften sind diese Ideen und Projekte mit eingeflossen. Vor allem im Bereich „praxisorientierter Unterricht“ hab ich eben diese Modelle der Gemeinwesenarbeit und Regionalentwicklung dort referiert beziehungsweise auch Projekte initiiert, die Leute eben ermutigt, Projekte nach so Leitfäden umzusetzen, und es sind wirklich maßgeblich diese Ideen und Projektansätze auch in die Sozialakademie hineingetragen worden.

B: Haben Sie dann diese Projekte auch noch mitbetreut, also im Rahmen der Lehrveranstaltung? Oder war das ...?

Rückschau halten: Anton Rohrmoser

R: Es sind viele Projekte entstanden, die dann selbständig weiter existiert haben, ja, von Studierenden. Zunächst einmal waren es Aufgaben an die Studierenden, im Rahmen ihres Studiums ein Projekt auf die Beine zu stellen oder zu analysieren. Und manche dieser Projekte sind halt wirklich in die Tat umgesetzt worden – oder relativ viele so kleinere Projekte – und haben eben Niederösterreich auch bereichert.

B: Ein Schlusswort noch, mit dem wir abschließen können? Zum jetzigen Stand oder wie's weitergehen soll?

R: Na ja, in einem Jahr geh ich in Pension, da bin ich dann 65, und kann doch auf ein relativ reiches Berufsleben zurückblicken und werde aber trotzdem auch in der *arge* vielleicht dann im Vorstand ehrenamtlich noch mitarbeiten, sodass da noch ein bissl eine Kontinuität ist. Aber sonst ist es sicher dann auch wohltuend, nimmer beruflich tätig sein zu müssen, aber ehrenamtlich halt das noch machen zu können, was interessant ist. Und es gibt in Gföhl ein weiteres Projekt, das entsteht: das Bauernhofmuseum Gföhleramt. Da gibt es einiges zu tun.

B: Das wartet schon auf Sie.

R: Da sind wir schon mitten drin.

B: Ach so! (*lacht*)

R (*lacht*) Danke für das Interview.

B: Ich danke Ihnen sehr.